Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 4 — Gotha, 16. Februar 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Grenzenlose Gnade [Sp. 153] — Barths Dogmatik. Erste Hälfte [Sp. 153] — Der Sündenfall der Kirche (Peering) [Sp. 160] — Pfarrerzeit in Schloß Elmau: Verkündigung [Sp. 165] — Reformwünsche zur Rechtstellung der Kinder aus geschiedenen Ehen [Sp. 168] — Von deutscher Kulturarbeit in Ostgalizien [Sp. 172] — Aktuelles Theater und Kirche [Sp. 178] — Max Brod [Sp. 181] — Bücher und Schriften: Die Ideale der Geschlechtergemeinschaft (Weber); Leben als Symbol (Dacqué); Deutsche Volkheit (Zaunert, Mannhardt); Joseph Wittig und sein Weg zur „Una Sancta" (Mühlemann) [Sp. 186] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart: Basel; Interkonfessionelle Gottesdienste [Sp. 189] — Wöchentliche Chronik [Sp. 192] — Verschiedenes: Die evangelische Kirche und der Völkerbund; Karl Barth und Amerika; Hund mit Goldzähnen; Verstehest du auch, was du liesest? Literatur zu dem Artikel Mensch und Kreatur; In memoriam S. Caesarii Arelatensis [Sp. 195] — Versammlungskalender [Sp. 198] — Anzeigen

Grenzenlose Gnade

Kommet her zu mir alle .... Matth. 11, 28

Wenn man hier aufhört zu lesen! Man erschrickt ordentlich. Ein ungeheures Schauspiel tut sich vor einem auf. Da ist jemand, der spricht: „Kommt alle zu mir, alle!"

Aber der Spruch geht weiter. Und beruhigt blickt der Ausleger, der schlichte Bibelleser auf die nachfolgenden Worte. Ach so! Nur alle „die ihr mühsälig und beladen seid". Das sind doch nicht alle. Viele, aber nicht alle. — Das können wir uns schon eher vorstellen.

Und damit sind wir schnell weg mit unsern Gedanken von dem großen Erlöser, dem Gottesboten, von Gott. „Kommet her zu mir alle" — solange wir das hörten, waren wir bei Gott. Ganz bei Gott, nur bei Gott. Sobald wir hören von solchen, die „mühsälig und beladen sind", denken wir Menschen, ganz, und nur Menschen, uns. Und ja freilich, da haben wir die Bedingung, unter der Gott uns einlädt. Auf die kommt alles an. Mühsälig und beladen sollen wir, müssen wir sein. Dann dürfen wir zu ihm kommen.

Das ist auch noch etwas Großes. Und die Kirche aller Zeiten und Weisen hat sich daran gemacht, diese Voraussetzung der Gnade eifrig zu erforschen und ihren Gläubigen zu Gemüte zu führen, damit sie lernten, wirklich mühsälig und beladen sein — und die Gnade empfingen. Kann es mütterlicheren, lieberen, gesegneteren Dienst geben?

Aber wie, wenn die Menschen nun doch zu viel an dieser Voraussetzung, diesen Bedingungen hangen blieben? Dem Katholizismus machen wir diesen Vorwurf, in allen gelehrten und ungelehrten Büchern: wie, wenn das bei uns auch nicht viel anders wäre? Wie, wenn wir damit um den Grund- und Hauptsatz kämen: „Kommet her zu mir alle" und hielten uns zu lange bei dem Nebensatz auf: „die ihr mühsälig und beladen seid" — und versäumten darüber etwas? Versäumten darüber Alles, Heil, Gnade, Gott? R

Barths Dogmatik

Christliche Dogmatik. Band I: Prolegomena zur christlichen Dogmatik Von Karl Barth, o. Prof. der Theologie in Münster. München, Chr Kaiser Verlag 1927. XV und 463 S. 12, geb. 14 M.

1. Die Methode. 2. Das Ergebnis. 3. Die Problementdeckung. 4. Geistesgeschichtliche Zusammenhänge.

Barths Dogmatik will ein neuer Anfang sein. Wir befragen sie deshalb zweckmäßigerweise nach ihrer Forschungsmethode, nach ihrem Forschungsergebnis, nach den Problemen, die dieser neue Anfang, sei es durch sein Ergebnis und seine Forschungsrichtung, sei es teilweise oder ganz gegen dieselben herausstellt, und fragen zuletzt nach den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen, in denen Barths Werk steht und auf die es zugleich ein neues Licht wirft.

1. Die Methode

In strengem, bis in die Formulierungen genauem Anschluß an Schleiermacher lehnt der Verfasser für die Dogmatik die Idee eines Systems ab. Es fehle der Grundsatz, aus dem ein System alles Weitere herzuleiten habe. Die Tendenz gegen den spekulativen Apriorismus aber, die bei Schleiermachers Frontstellung sehr wohl in dem Protest gegen das System sich ausdrücken konnte, mutet im Jahre 1927 etwas postum an; denn der idealistisch-spekulative Systembegriff hat ja längst seine systematischen Kritiker gefunden, mit denen sich auseinanderzusetzen eine nicht so einfache, dafür aber auch fruchtbarere Aufgabe gewesen wäre. An Stelle der systematischen Deduktion soll nun das dialektische Denken treten. In seiner Lehre von der Offenbarung und der Trinität gibt der Verfasser Proben dieses dialektischen Denkens. Wir brauchen hier auf diese Proben nicht einzugehen, da der Verfasser sein eignes Verfahren durchaus diesen entsprechend beschreibt:

> Immer besteht gerade die eigentliche Substanz der dogmatischen Arbeit in dem rüstigen Gehen und Zuendegehen dieses Weges vom Wort zum Gegenwort und zurück und wieder zurück. (S. 459)

Diese eigene Beschreibung Barths kennzeichnet deutlich die Gefahr der „Methode". Das rüstige Hin- und Hergehen übergeht die Hauptsache, die Begründung des Übergangs. Im Zusammenhang der gleichen methodologischen Erörterung nämlich hören wir, daß ein zweites Wort neben das erste gesetzt werden muß, daß man bei dem einen Wort nicht stehen bleiben kann, ohne den Gehalt der Sache zu verkürzen (S. 458). Wie aber der Übergang erfolgen kann, wie er möglich ist, erfahren wir nicht. Denn wenn das dialektische Denken als thetisch-antithetisch und nur so die Synthese enthaltend charakterisiert wird, so ist die Gefahr akut, daß die Synthese, die „Einheit in der Verschiedenheit" (S. 223) lediglich in der Tatsache besteht, daß es derselbe Karl Barth ist, der neben das a ein non-a setzt und zwischen Widersprüchen rüstig hin- und hergeht, und in der Tat enthüllt sich als der Kern der Barthischen Dialektik das Alternieren zwischen widersprechenden Einfällen. Dabei ist es merkwürdig und beachtlich, daß das Werk Barths in der Gedankenführung eine kräftige konstruktive Kraft dokumentiert. Aber grundsätzlich ist das Konstruktionsschema das bloße Nebeneinander. Freiheit und Autorität werden nicht in ihrer Dialektik aufeinander bezogen, sondern je für sich in nachfolgenden Paragraphen abgehandelt; wie sich Religion als Empörung gegen Gott und als Aktualisierung eines a priori zueinander verhalten, erfahren wir nicht, weil in schlichter Folge zwischen den Thesen hin- und her-

gegangen wird. Daß Gott sich nur in einem Menschen und auch nur in einem Menschen offenbaren kann, schließt nicht aus, daß er sich dem Moses und den Propheten offenbart hat. —

Wer ein neues dialektisches Denken entfalten will, hat indes allen Grund, sich mit Hegel auseinanderzusetzen, mit jenem Hegel, von dem das Wort stammt: Dialektisch denken heißt die Gedanken, die man hat, gehörig zusammenbringen. Wenn Barth gegen Hegels Dialektik den Vorwurf erhebt, sie sei nur der Schatten der realen Dialektik des Lebens, so trifft dieser Vorwurf nur das populäre Zerrbild Hegels; denn Hegel denkt dialektisch, weil die Welt dialektisch ist. In den Spruch und Widerspruch aber hat gerade Hegel die Dialektik des menschlichen Miteinander einbezogen. Darum ist seine Dialektik nicht eine Denkregel, sondern das Weltgesetz selbst und will sein das Gesetz der realen Welt, deren Tiefe der Spruch und Widerspruch von Mensch zu Mensch ist. Der Vorwurf aber, der Hegel nicht trifft, fällt dreifach auf Barth zurück. Denn erstens ist jene existentielle Gegensätzlichkeit ausgeschaltet, die für Hegel die letzte Zuspitzung der Weltdialektik bedeutet. Zweitens handelt es sich um ein zufälliges Gesetz des Erkennens, das mit dem Gegenstand des Erkennens nichts zu tun hat. Die Dialektik gehört also nicht zur Sache selbst. Drittens rückt das Schwergewicht der Betrachtung von der Sache selbst, von der Offenbarung auf ihre Bedingungen, ihre Möglichkeit, wobei der Verfasser noch zu der Merkwürdigkeit kommt, Denkmöglichkeit, d. h. die Möglichkeit, etwas zu denken, durch das Denken der Möglichkeit dieses Etwas zu — definieren. Man fragt sich, was hinter dieser luftigen und luftigen Logik steckt, und man entdeckt: die Denkmöglichkeit gibt die Reserve gegenüber der Sache an sich — diese könnte sich ganz anders verhalten, aber wir können es nur so denken; also popularisierter Kantianismus. Aber das Denken der Möglichkeit bedeutet das Unternehmen, die Momente der Offenbarung als Möglichkeitsbedingungen zu konstruieren, gibt das Schema für die Dogmenrepristination, — als ob Offenbarung etwas Bedingtes wäre, dessen Bedingungen durch Konstruktion eines inneren Kreislaufs Gottes und eines Redens Gottes an sich zu ertifteln sind.

Auf der einen Seite steht also eine zurückhaltende captatio benevolentiae — es geht ja nur um die Denkmöglichkeit; auf der anderen Seite werden desto ungestörter Gottes Möglichkeiten und Nicht-möglichkeiten erklügelt. Ganz übersehen ist, daß die Kantische transzendentale Begrenzung auf die Denkmöglichkeit des Gegenstandes ihren Sinn einzig im Zusammenhang der kategorialen Analyse der Gegenstandserfassung hat, aber vollkommen sinnlos wird, wenn man daraus eine inhaltliche Konstruktion macht nach dem Schema: wie ich mir das halt denke. Dann hat diese Konstruktion nicht mehr den Tüttel einer Gewähr ihrer Richtigkeit. Mit undurchdachten Kantischen Brocken ist diese dialektische Methode aufgezimmert, und es entbehrt nicht ganz des Humors, daß der Verfasser selber ihren Ertrag als ein „Lügen" präzisiert. Der dialektische Widerspruch soll nämlich einerseits die einzige Form der Erfassung der Offenbarung bieten; auf der andern Seite aber soll eben darin die Lügenhaftigkeit des dogmatischen Denkens mit Notwendigkeit gründen. Indes, wenn es sich um eine notwendige Weise der denkenden Erfassung handelt, und wenn notwendigerweise das Denken den Übergang vom Satz zum Gegen-Satz vollziehen muß, so bleibt es ja gerade durch diesen Übergang bei der Wahrheit; und wenn umgekehrt dies sogenannte Lügen wesensnotwendig sein soll, so ist es glücklich gelungen, die Lüge und d. h. zugleich die Sünde als notwendiges Mittel der Gotteserkenntnis zu deduzieren, d. h. aber zu eskamotieren. In der Tat kann der Mensch sich, wie der Verfasser mit Wahrscheinlichkeit mitzuteilen in der Lage ist, in diese Art des Lügens mit den Engeln teilen. Denn mit Sicherheit kann auch ihnen keine andere Art des Denkens zugesprochen werden.

Nun soll sich Gott aber offenbaren, wie er ist. Sofern er ein „Herr über den Satz des Widerspruches" ist, könnte also das dialektische Denken die schlechthin adäquate Weise der Erfassung sein, aber es wäre nicht Lüge. Ist es Lüge, so ist die Offenbarung jedenfalls nicht zu erfassen, wie sie ist, und jenes, „wie er ist" enthüllt sich als fiktive Konstruktion. Selbstverständlich stecken Wahrheitsmomente in den Aufstellungen des Verfassers. Aber zusammengebracht sind sie nicht.

Die Dialektik Barths ist nicht nur ungeklärt, sondern Barths Abwendung vom Phänomen zum logistischen oder antilogistischen Formalismus ist das πρῶτον ψεῦδος seines ganzen Ansatzes.

Den notwendigen Ausgleich all dieser Schwierigkeiten schafft nun eine supranaturalistische Hypothese. Der Heilige Geist redet durch die Lügen der Menschen gegen sie die Wahrheit. Dennoch soll auf der andern Seite der reinen Lehre die ernsteste Bemühung gelten, wozu natürlich wieder jene prinzipielle Lügenhaftigkeit schnell vergessen werden muß. Es besteht kein Recht, sich hier auf das concessum zu berufen, daß der Heilige Geist allein die Gemüter erleuchte. Denn dieses concessum ist erst Gegenstand der systematischen Durchdringung. Der Verfasser interpretiert es wie selbstverständlich im Sinne eines synergistischen Nebeneinander von menschlicher Bemühung und göttlichem flatus. Auch nicht der geringste Versuch ist unternommen, Klärung zu schaffen. Wenn hier nämlich zwei Betrachtungsweisen unausbleiblich sind, deren eine an die menschliche Anstrengung appelliert, deren andere das Werk rein auf Gott zurückführt, so haben Prolegomena, die ihre Aufgabe „ernst" nehmen, zwei kleine Fragen zu beantworten, erstens nämlich, wann, unter welchen bestimmten Voraussetzungen die eine Betrachtungsweise gilt und wann die andere, und zweitens, ob der Wechsel der Betrachtungsweise lediglich durch jeweilig äußere Momente bedingt ist oder ob und wie die eine Betrachtungsweise von sich aus zur andern führt.

Für Barth ist der Heilige Geist nur eine okkulte magische Kraft, die nach eigner Willkür sich dem menschlichen Reden und Hören injiziert oder nicht. Fast zwangsweise muß der Verfasser dazu kommen, weil er gegen jede Verinhaltlichung des Heiligen Geistes, wie das Neue Testament so reich sie bietet, sich sträubt. In der Interpretation von 1. Kor. 13 hat der Verfasser einst die Liebe als „eschatologische" Möglichkeit charakterisiert. Jetzt sucht man nach einem Zusammenhang von Liebe und Heiligem Geist vergeblich. Die Frage, wie Liebe und Erkennen zusammenhängen, würde vielleicht auf eine sinnvolle Antwort führen, die ebenso den Synergismus ausschließt, als sie die Bemühung einschließt. Solcher Durchdringung der Probleme ist der Formalismus Barths nicht fähig, aber er ist ihrer auch überhoben, weil seine dialektische Methode auch hier das unbekümmerte Alternieren zwischen den Gedanken zum Prinzip macht. Nun war die freie, von systematischen Bedenken unbeschwerte „Demonstration", wie der Römerbrief sie gab, die Stärke Barths. Denn wer nicht den Ausgleich der Thesen im Sinn hat, dem erschließt sich Verborgenes leichter. Aber mag er Entdecker sein, als Systematiker muß er die Intuition durchformen und die Einfälle bändigen, oder er verschleudert Entdeckung und Denkforderung, wenn er Fragment und Einfall zu systematischer Methode macht.

An der zuletzt genannten Stelle verdient der Verfasser freilich eine Entschuldigung. Er scheint sich gegen diejenige theologische Dialektik zu wenden, die zugunsten der Existentialität des Denkens seine Richtigkeit preisgibt. Diese Dialektik erweckt natürlich den Schein eines schlechthin unkontrollierbaren Schwärmertums. Die richtige Erkenntnis, daß nicht Alles, was richtig ist, auch wesentlich ist, ist dann verkehrt durch die unmögliche Zerreißung

von Existentialität und Richtigkeit des Denkens. Denn auch die Richtigkeit des Denkens gehört zu den Möglichkeiten der Existenz und den Notwendigkeiten, ohne die das Denken überhaupt, also auch das existentielle Denken sich aufhebt. Gegen eine derartige Ekstatik wendet sich Barth durch die Forderung reiner Lehre mit einer begreiflichen Schärfe und in einem berechtigten und unaufgebbaren Denkinteresse.

Bei der magischen Fassung des Heiligen Geistes wird dann allerdings die Theologie notwendig in das Fahrwasser des reinen Rationalismus getrieben. Ihre Durchführung soll auch den Außenstehenden als streng notwendig erscheinen. Eine innere Notwendigkeit der Sache, die nur in der existentiellen Bezogenheit auf die Sache sichtig wird und das „richtig" auf das „sichtig" bezieht, kann es hier nicht mehr geben.

Die Konsequenz muß sein und ist: Nur das Anerkenntnis der petitio principii des durch die Schrift redenden Gottes ist rational unerzwingbar, alles Weitere ist für Jeden denknotwendig. Barths tatsächliche Denksprünge sind die nicht glückliche Korrektur dieses Ansatzes. Die schematische Aufteilung selbst aber ist für den Denktypus charakteristisch. Der Theologe des Entweder-Oder kennt nur den formalen Gegensatz: rational — antirational, logisch — antilogisch. Er sieht weder, daß es Zusammenhänge gibt, die, ohne logisch oder rational zu sein, doch nicht antilogisch oder antirational, sondern im Phänomen „phänomenologisch" gegeben sind; noch sieht er in seinem Formalismus, daß die „Verborgenheit" der Offenbarung nicht an der angeblich antirationalen Form, sondern an dem Gehalt hängt. Nur die Liebe zum Verlorenen ist schlechthin irrationabil.

Ein letztes Wort hinsichtlich der Methode gelte der Beziehung der Dogmatik auf die Predigt. Die Predigt soll ihr Stoff und ihr Ziel sein — eine gewiß für alle praktisch Orientierten anziehende These.

Aber der Ruf nach der Praxis ist zweideutig. Er kann bedeuten die Forderung einer existentiellen Gebundenheit der Wissenschaft, will sagen einer Verbundenheit der wissenschaftlichen Forschung mit den zentralen Nöten der menschlichen Existenz, und wenn ein Autor wie der unsere das existentielle Denken auf seine Fahne schreibt, so wäre zu erwarten gewesen und ist von einem Wissenschaftler zu fordern, daß er über das Problem der Existenzbezogenheit der Wissenschaft Auskunft gibt. Der Ruf nach der Praxis ist aber auch die Flucht vor der Wissenschaft all derer, die es bei dem Ernst und der strengen Selbstdisziplin der Wissenschaft nicht aushalten können. Karl Barth leistet mit seiner Demonstration für die Praxis unverhohlen dieser Seite Vorschub. Aber damit gibt er sich auch dem Angriff preis, sowohl hinsichtlich der Stoff- wie der Zielbestimmung der Dogmatik.

Die Predigt soll der Stoff sein. Warum? Sie allein ist ein offenkundiges Faktum, wie es eine Wissenschaft zu ihrer Legitimation braucht. Indes der Verfasser vergißt, daß ein „Faktum" in seinem Sinne für die Wissenschaft nicht viel mehr als bloßer Rohstoff ist. — „Stoff" sagt der Verfasser selbst. — Dann aber ist die Wissenschaftlichkeit nicht durch das Faktum gesichert, sondern muß sich erst aus der Problembearbeitung herausstellen. Wenn der Verfasser vermeint, durch das bloße Faktum der Predigt seine akademische Tätigkeit legitimieren zu können, so befindet er sich in einem groben Irrtum. Zugleich zeigt sein Abweis der Wissenschaftslehre, daß es ihm auch weniger darum zu tun ist, die Ansprüche, die die universitas literarum an ihn stellt, ernst zu nehmen, als sich für seine Signale mit den Mitteln klerikaler Drohung ein Piedestal zu schaffen. Denn ein offenkundiges Faktum präjudiziert nichts für die Methode seiner Bearbeitung. Sobald letzteres mitbehauptet wird, ist der Trumpf auf das offenkundige Faktum nichts als der Trumpf der soziologischen Gruppe, die ihren Platz an der Sonne ertrotzt. Barth stellt sich auf den Boden, von dem aus Konfessions- und Parteiprofessuren ertrotzt zu werden pflegen. Man wird dem Verfasser zugeben können, daß er dem Kurs der Universitätspolitik nicht verständnislos gegenübersteht. Wir haben in der Tat nicht mehr die humanistische Universität von 1810. Dennoch dürfte der Kurs der akademischen Wissenschaft in anderer Richtung zu suchen sein. In welcher, versuchten wir oben anzudeuten, indem wir auf die Existenzverbundenheit der Wissenschaft hinwiesen.

Jedenfalls aber hat eine konfessionelle Theologie, die an der Universität ihren Platz haben will, nicht nur auf die Tatsache ihrer Kirche und auf ihr Selbstbewußtsein zu verweisen, sondern ihre Konfessionalität als Bedingung der Wahrheitsforschung zu erzeigen. Einen leisen Ansatz macht dazu der Verfasser, indem er die „Kontinuität" des Forschers mit seiner wissenschaftlichen Schule und seiner Konfession in diesem Sinne hervorhebt. Die gleiche Aufmerksamkeit hätte dem Verhältnis von konfessioneller Theologie und Wissenschaft gebührt. Der Verfasser entzieht sich der Aufgabe, indem er erklärt, der derzeitigen Wissenschaftslehre nichts abgewinnen zu können, und sich darüber hinaus ihre Kuckuckseier verbittet. Alle bloße Rezeption ist in der Wissenschaft ein Kuckucksei. Niemand ist gebeten, fremde Eier auszubrüten, sondern gegebenenfalls nur bessere zu legen. Die wissenschaftstheoretische Grundlegung wird vom akademischen Lehrer mit Fug und Recht gefordert. Nun steht aber alle Universitätsarbeit unter dem einen Vorzeichen der Wahrheitsforschung. Es ist die eine und gleiche Norm, die hier jeder in jedem Fach anzuerkennen hat; darum hat er die Normen, die er in seinem Fach aufstellt, auf diese Norm zurückzubeziehen. Die Norm, um derentwillen er auf dem Katheder steht, heißt Wahrheit. Darum kann er um die Frage: Was ist Wahrheit? nicht herum, zumal wenn er in Prolegomena seiner Disziplin den Wahrheitsanspruch ausdrücklich nennt. Dann hat er von seiner Stelle aus das System der Wissenschaften ins Auge zu fassen. Denn System der Wissenschaften ist ein notwendiges Problem, wo der Einen Wahrheit mehrere Wissenschaften entgegentreten. Die Gleichgültigkeit gegen diese Fragestellung ist „Demonstration", „Signal" und „Kundgebung" wissenschaftlicher Leichtfertigkeit und demagogischer Pädagogik.

Wir schließen: Die existentielle Verbundenheit mit dem Gegenstand, aus dem eben die wissenschaftliche Forschung erwächst, wird durch die Zweckkategorie verfälscht. Von den Zwecken aber, die eine Wissenschaft haben kann, gehört nur einer ihr selbst an, und dieser eine Zweck ist die Klärung des Problemgebiets, auf das sie sich wirft. Die übrigen Zwecke — und sei es Predigt oder Seelsorge — sind ihr heterogen und haben aus der Bestimmung ihrer Aufgabe auszuscheiden.

2. Das Forschungsergebnis

Barth kommt zu einer durchgängigen umdeutenden Repristination des alten Dogmas. Merkwürdigerweise erweisen sich ausnahmslos alle Bestimmungen der orthodoxen Dogmatik als richtig; aber sie alle müssen umgedeutet werden. Denn die Tatsachen, die die Dogmen behaupten, geschehen erst im Vernehmen der Offenbarung.

Das ganze Dogma wird somit auf den Generalnenner des lebendigen Worts gebracht. Aber wenn der Christus nur in der je vernommenen Offenbarung existiert, so ist eine Antwort erforderlich, inwiefern denn Jungfrauengeburt und Auferstehung die beiden Wunder sein sollen, in denen der Glaube gründet. Nur eine Kritik läßt die Zurückhaltung des Verfassers hier zu, aber sie ist auch ausreichend. Es ist eine wissenschaftliche Unsauberkeit, jene Auferstehung, an der das Ganze hängen soll und die durch des Verfassers Glossen zu 1. Kor. 15 niemandem klar werden konnte, als bloßes x stehen zu lassen und zu versichern, dies x sei nun einmal der Angelpunkt.

Geschehen jene „Fakten" erst im Hören oder sind sie geschehen? Wenn das Erste der Fall ist, so ist die „Kontinuität" mit dem alten Dogma gründlichst beseitigt. Nun versichert Barth, daß man nach einem Nichts greift, wenn man nach der menschlichen Seite Jesu Christi suche — eine freilich sehr eigentümliche Menschlichkeit und biologisch jedenfalls nicht geklärte Leiblichkeit.

Mit Recht kann man von einem verkappten, aber radikalen Doketismus sprechen. Sicher sind die historische Skepsis einerseits und das Vorbild Herrmanns bei diesem salto zur religiösen Gewißheit von Einfluß gewesen. Aber Richtiges ist an jener These Barths, daß die Menschheit Christi ohne die Gottheit ungreifbar sei. Es läßt sich auf das sehr eindeutige und klare Phänomen zurückführen, daß je die Haltung und Sicht des Betrachtenden die Gegenstandsfixierung mitbestimmen. Will sagen: ein musikalischer Mensch hört bei einer Fuge Bachs etwas Anderes als ein unmusikalischer. Der Letztere hört ein Geräusch, der Erstere ein Kunstwerk. Jeder Gegenstand, den wir erfassen, ist bestimmt durch die Kategorien der Erfassung. Je nach ihnen modelliert er sich zu diesem bestimmten Gegenstand. Entsprechend gibt die religiöse Sicht erst dem religiösen Gegenstand Kontur und Inhaltsverknüpfung. Z. B. hat für die ersten Gemeinden die Jugendentwicklung Jesu nicht ein Moment des religiösen Gegenstandes Jesus Christus ausgemacht. Umgekehrt hat die Urgemeinde offenbar, was sie von Lehre und Leben Jesu aufnahm, in der Rückschau vom Oster- und Pfingsterlebnis auch nicht nur gedeutet, sondern von daher auch ausgewählt und geformt. Der religiöse Gegenstand ist ohne die religiöse Perspektive weder faßbar noch sichtig. Das ist das Wahrheitsmoment an Barths These. Aber es fordert sofort eine notwendige Ergänzung: das „Material", das je in das religiöse Objekt eingeht, ist erstens auch einer nicht-religiösen Betrachtung zugänglich, und zweitens hat die nicht-religiöse Betrachtung, wenn sie einmal geübt ist, hier ihre kritisch-normative Funktion. Ihre kritische Funktion richtet sich gegen jedweden Versuch, wissenschaftliche Ergebnisse durch Glaubensthesen erschleichen zu wollen. Diese ihre kritische Funktion erkennt Barth an, und das Ergebnis dieser Anerkennung ist seine Flucht zum Doketismus. Aber jene Betrachtungsweise hat auch eine normative Funktion, und diese besteht darin, daß sie das Material anbietet, das, wenn überhaupt Geschichtliches berücksichtigt wird, beachtet werden muß. Wer über dieses Material sich hinwegsetzt, hat seinerseits die Pflicht, die kategoriale Schicht aufzudecken, der seine Gegenstände zugehören. Das ist durch Barths Theorie vom Wort nur ungenügend geschehen. Denn wenn die ganze Begründung der christlichen Wahrheit an Jungfrauengeburt und Auferstehung als Nicht-Fakten hängt, so hätte uns gesagt werden müssen, warum mit dem Ausdruck selbst der Schein der Faktizität aufgenommen wird; die Berufung auf die Tat der Offenbarung enthebt nicht der Pflicht, die kategoriale Struktur des Offenbarungsgegenstandes exakt zu analysieren.

Sollte aber der Verfasser gemeint haben, daß wohl historische Fakten gegeben seien (die Bibel z. B. liegt ja vor), daß aber der Glaubensgegenstand in seiner Struktur und seiner Einheit mit keinem empirischen Gegenstand zusammenfalle, so war die kategoriale Analyse der Schichtung wiederum erforderlich.

An einer solchen fehlt es auch hinsichtlich des Grundbegriffs dieser Dogmatik des Wortes Gottes. Wir sehen jetzt von dem bereits erörterten Verhältnis von Tatsachen und Wort ab und wenden uns zu der Transparenztheorie des Verfassers: Das Wort Gottes wird in den Worten der Bibel und der Predigt „transparent".

Aber erstens wagt der Verfasser nicht eine Verinhaltlichung, wie nicht nur Luther, sondern auch Calvin sie voraussetzten, wenn sie die Bibel Gottes Wort nannten. Für Barth bleibt das Wort zwischen den Zeilen, es wird zum romantisch-magischen Fluidum, das gleichmäßig vollkommen durch alle Worte der Bibel fließen soll. Wie groß müssen eigentlich die Textabschnitte sein, damit vollkommenes Wort darin vernommen werden kann? Barths These bedeutet eine radikale Entinhaltlichung zu Gunsten der Barthschen Predigt, die natürlich an jeden Vers herangebracht werden kann. Denn an welches Geschehen könnte sie nicht herangebracht werden! Jene Entinhaltlichung gehört nicht dem Tageslicht der Reformation, sondern der romantischen Nacht an, in der alle Kühe schwarz sind.

Zweitens: Was ist die Bibel? Antwort: Sie ist das Wort Gottes je kraft der offenbarenden Tat Gottes, doch der Kanon ist verschiebbar. Wenn der Verfasser gerade auch in dieser Hinsicht glaubt sich auf alte reformatorische Tradition berufen zu können, so übersieht er gänzlich, daß die Problematik des „Randes" des Kanons für die alte Kirche wie für die Reformation durch die Sicherheit hinsichtlich der zentralen Inhalte im Schach gehalten wurde, während das Prinzip der Verschiebbarkeit des Kanons das Ganze prinzipiell problematisch macht. Dann kann die Bibel von heute ihre Funktion, transparent zu sein, schon heute vielleicht an den Koran abtreten, und eine Verkündigung, die den Menschen daran bindet, woran sich Gott nicht bindet, ist gottlos.

Aber weil es Barth nur auf das Transparent ankommt, eilt er schnell an dem konkreten Gegenstand und seinem Inhalt vorbei, und wie die Auferstehung ein x ist, so ist seine Bibel nur ein Phantom, das einen Strahlenglanz gibt, der allen Inhalt vernichtet, wie einst der Romantiker Novalis in der Religion zu Söfchen Ruhe fand, nachdem er alle konkreten Einzelzüge vergessen hatte.

So wenig indes die Forschungsergebnisse Barths standhalten, so sehr stellt seine Dogmatik doch ein Problem; es ist das Problem jenes schon oben gekennzeichneten Aktualismus.

Marburg Theodor Siegfried

Der Sündenfall der Kirche

Über Christentum, Staat und Krieg*)

Diesen Untertitel trägt ein im vorigen Jahre erschienenes Buch des Leidener Theologieprofessors Heering. Der Verfasser hat dem Buch den Haupttitel gegeben „Der Sündenfall des Christentums". Er sieht in der Verbindung, die „das Christentum" unter Konstantin mit dem Staate einging, die Wurzel der gesamten unheilvollen Entwicklung der weiteren Geschichte des Christentums.

Heering ist eine der führenden Persönlichkeiten in der holländischen und internationalen antimilitaristischen Bewegung innerhalb der Kirche. Sein Buch wendet sich, wie es im Vorwort heißt, an das christliche Gewissen; es will die mit dem oben genannten Untertitel bezeichneten Probleme klären und dem Christentum die alte Bereitschaft zum Opfer und zum Kreuz wiedergewinnen.

Der Schreiber dieses Artikels ist überzeugt, daß das Buch unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen sehr wertvolle Dienste leisten kann, auch denen, die nicht nur in manchen Einzelheiten, sondern auch in der Grundeinstellung nicht mit Heering gehen.

Wir wollen das Buch im Folgenden nach drei Seiten hin würdigen, nach der geschichtlichen, nach der grundsätzlichen und nach der Seite der Gewissen aufrüttelnden Art, die ihm anhaftet.

*) De Zondeval van het Christendom, een studie over Christendom, Staat en Oorlog, door Dr. G. J. Heering, hoogleeraar te Leiden N. V. van Loghum Slaterus' Uitgevers Maatschappij, Arnhem 1928 Wie ich höre, ist eine deutsche Ausgabe des Buches in Vorbereitung.

1

Zunächst die geschichtliche Seite. Heerings Buch kann als wertvolle Dokumentensammlung zu dem Problem Christentum, Staat und Krieg gewertet werden. Es läßt die Bewegungen und Persönlichkeiten, die im Lauf der Geschichte, seis in der Lehrentwicklung, seis in der praktischen Haltung der christlichen Kirchen zur Frage Staat, Krieg, Gewalt eine Bedeutung gewonnen haben, selbst zu Worte kommen. Im ersten Kapitel wird behandelt das Urchristentum und der Krieg bis zu dem „Sündenfall" unter Konstantin, in dessen Folge die militia Christi, d. h. der alle Gewaltanwendung und jeden Krieg und Kriegsvorbereitung ausschließende Dienst im Lichtheere des Christus, fast völlig aufhört. Das zweite Kapitel stellt unter der Überschrift Christentum und Staat die Spannungen und Syntheſen oder Syntheseversuche zwischen Christentum und Staat dar, wie sie in der Entwicklung zum Katholizismus hin, vor allem bei Augustin und dann bei Thomas von Aquino, vorliegen, dann weiter im Luthertum, Calvinismus, christlichen Humanismus, christlichen Imperialismus (Cromwell) und Pazifismus (Fox, Quäkertum), in der Orthodoxie, bei Naumann und schließlich im „christlichen Sozialismus".

In einem dritten Kapitel wird gezeigt, wie Staat und Krieg von den hierfür entscheidend in Frage kommenden Staatslehrern, Historikern und Philosophen gesehen und gewertet werden. Es kommen hier zum Wort Machiavelli, Hegel, Fichte, Schleiermacher, Treitschke, Kant. Das Kapitel endet mit einer abschließenden Ausführung unter der Überschrift „doppelte Moral?" und nennt „entweder Christus oder Cäsar" das Dilemma unserer Zeit. In den beiden letzten Kapiteln: Das sittliche Urteil über den Krieg und Der Beruf des Christentums in unserer Zeit legt der Verfasser vor allem seine eigenen Antworten auf die mit den Kapitelüberschriften gegebenen Fragen dar. In dem vorletzten beschäftigt er sich mit der Aufgabe des Staates (und damit, wie Krieg dieser Aufgabe, besonders wenn es sich um kleine Länder handelt, ganz und gar nicht zu dienen fähig ist) und mit all den nach des Verfassers Meinung gänzlich vergeblichen Versuchen, Krieg und Kriegführung sittlich zu rechtfertigen. Im letzten Kapitel wird dargelegt, daß die Kirchen sich von jeder Verbindung mit Krieg und Kriegsvorbereitung unter allen Umständen zu lösen haben und wie der einzelne Christ, der sehend geworden sei, keine Waffe anrühren dürfe. Auch in diesen beiden Kapiteln, besonders aber in dem Letzteren, finden wir eine Reihe wertvoller Dokumente zur Sache beisammen wie Stimmen bedeutender Heerführer, die Ponsonby Aktion, Erklärungen aus kirchlichen antimilitaristischen Vereinigungen u. a. Man darf das Buch ein wertvolles Kompendium zur Geschichte des Kriegs- und Staatsproblems in der christlichen Kirche bezeichnen. Schon dadurch ist es wertvoll. Aber sein wirklicher Wert ist tiefer und umfassender. Es zwingt zur Stellungnahme. Sein Verfasser berichtet nicht bloß, sondern er wertet und hat selbst eine Haltung zu der erörterten Frage, die jeden, der etwas weiß vom Ringen darum, daß das verkündigte Wort Wirklichkeit werde, ergreifen muß, auch wenn man sich die grundsätzliche Stellung des Verfassers zu dem erörterten Problem nicht aneignen kann.

Heering ist radikaler Pazifist und Antimilitarist oder will es doch sein. In irgendeiner Form den Krieg bejahen ist ihm Verrat am Christentum. Krieg ist Sünde, Teufelswerk. Also gibts nur ein klares theoretisch und praktisch Sich-lösen von dem Krieg und Allem, was ihn irgendwie bejaht; sonst übt man Verrat an Christus. Es sei hier eingefügt, daß Heering nie und nirgends so redet, als halte er sich wegen seiner Kriegsverneinung in irgendeinem Sinne für besser als die Andern. Nein, nur „seien ihm" und den wie er Sehenden „in diesem Punkt die Augen geöffnet". In seinem Radikalismus geht Heering nicht nur so weit, daß er allen Waffendienst verwirft, sondern daß er Waffendienstverweigerung und Lösung vom Krieg und radikale Abrüstung auch für den Fall propagiert, daß sein Volk und Staat mit der Befolgung seiner Losung die politische Freiheit verlören. Er lebt freilich zugleich des festen Glaubens, daß „ein Volk, das sich weigert, die Schande des Krieges noch länger mit zu tragen, das mit festem Willen die Gerechtigkeit sucht und lieber untergeht, als daß es die Gerechtigkeit wieder aus dem Auge ließe und in die alte Kriegssünde verfiele, durch Gott nicht erniedrigt, sondern erhöht wird, daß es mit Ehren besteht, welche zeitliche Unterdrückung es auch erleiden möge".

Es ist wichtig, zu beachten, daß Heering nicht nur persönlich so denkt und urteilt, sondern daß er überzeugt ist: So muß ein Christ denken und urteilen. Er betont zwar selbst ausdrücklich, Jesus habe kein neues Gesetz gebracht; aber er ist keinen Augenblick im Zweifel, daß aus der neuen Gesinnung, die Jesus gebracht habe, folgerichtig nur radikale Ablehnung im Sinne des sich unter keinen Umständen und in keiner Weise an ihm mitschuldig Machens möglich sei. Er lehnt darum auch die Begründung der geschichtlich bezeugten, den Krieg und allen Waffendienst ausschließenden Haltung der Urchristen aus deren eschatologischer Einstellung ab. Das entscheidende Motiv der urchristlichen Waffendienstverurteilung sei die Ehrfurcht vor dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes. Die Verbindung des Christentums mit dem auf Gewalt und Kriegsgerüstetheit ruhenden Staat habe dann den großen Sündenfall bedeutet, aus dem es erlöst werden muß. Das Problem „Christ und Staat" greift Heering in der Weise an, daß er dem Staat, der sich nicht löst von Waffendienst und Krieg, seine Unterstützung versagt: „Ich kann dir, Staat, nur dienen, wenn du den Krieg abschwörst." „Wir wollen dir gehorchen, soweit, wie unsere Grundsätze das zulassen, weiter nicht. ... In Zeiten außenpolitischer Spannungen fühlen wir uns verpflichtet ... das Gegenteil von dem zu sagen, was du von uns hören willst. Denn dann halten wir mehr denn je fest am Evangelium von Christus, das kein Unrecht duldet und das, wo die Barbarei beginnt, sich weigert, mitzutun, sich weigert, der Welt gleichförmig zu werden, und das Kreuz wählt: besser Unrecht leiden als Unrecht tun" (S. 342).

2

So wenig wir uns der Wucht des religiösen und sittlichen Ernstes verschließen, die aus solchen Klängen und Verhaltensweisen auf uns eindringt, sind wir doch gezwungen, einigen Hemmungen Ausdruck zu geben, die uns nicht gestatten, dem verehrten, vom Schreiber dieser Zeilen auch persönlich gekannten und hochgeschätzten Rufer im Kampf für den Frieden auf seinem Wege rückhaltlos zu folgen.

1. Bedeutet Heerings Haltung bei aller eigenen Reserve dagegen, „neues Gesetz" aufzurichten, nicht am Ende doch, daß aus der Lehre Christi heraus für ein konkretes Verhalten allgemeingültige Weisungen abgeleitet werden?

2. Heißt es dem, gerade vom Christen gar nicht ernst genug zu nehmenden, ungeheuren Problem „Staat" gerecht zu werden, wenn — so weit ich sehe — nirgends an die Frage gerührt wird, was denn nun für den verantwortlichen Staatsmann Christ-sein heißt, der vielleicht für seine Person gerne lieber Unrecht leidet als tut, ja der vielleicht glücklich wäre, wenn seine Nation diese selbe innerste Bereitschaft, lieber zu leiden als Unrecht zu tun, besäße, der aber mit tiefem Schmerz feststellen muß: Wenige sind, die auch nur für sich persönlich tatsächlich lieber untergehen als daß sie Unrecht tun; in meinem Volk als ganzem aber fehlt gerade diese Seelenhaltung, die, das glaube ich wohl, wenn sie einmal wirklich ein ganzes Volk kennzeichnete, in der Tat eine neue Epoche

der Völker- und Weltgeschichte einleiten würde. Was heißt in dieser wirklichen Lage „christlich orientierte praktische Staatspolitik"? Ein führender quäkerischer Politiker Englands sagte mir einmal, er würde als Wehrminister sofort ein Gesetz einbringen, das radikale Abrüstung Englands forderte — er gab zu, daß seine Arbeit als Minister aller Voraussicht nach damit am Ende angelangt sein würde. Würde aus Heerings grundsätzlicher Einstellung zu folgern sein: Heute kann kein Christ Minister sein? Lehnt Heering das, was ich einmal den „Pazifismus des nächsten Schrittes" nennen möchte, als eine die christliche Verpflichtung zu sehr unterbietende Arbeit, ab, d. h. die Arbeit für Weltbefriedung, die aus der jeweiligen konkreten Lage heraus vom Geist Christi getrieben die Maßnahmen sucht und zu verwirklichen trachtet, die, menschlich gesehen, wahrscheinlich die außenpolitischen Spannungen verringern werden? Dem Artikelschreiber persönlich ist Kompromißmacherei zuwider; zum Propheten fühlt er sich nicht berufen, wohl zum Verkündiger des „Ihr wisset ... daß die weltlichen Fürsten herrschen ... aber also soll es unter euch nicht sein" (Markus 10, 42. 43); aber er wagt es nicht, bestimmte Einzelforderungen in bestimmter Lage generell allein als von Gott gefordert in Anspruch zu nehmen.

3. Heering weiß, daß auch die Kriegsfrage verbunden ist mit der ökonomischen Ordnung oder Unordnung zwischen den Völkern. Er erklärt in der Vorrede, daß er von dieser Seite des Problems nicht sprechen wolle. Aber das führt zu Unklarheiten. Gewiß: Krieg ist Sünde, Teufelswerk. Aber ist nicht die ganze Welt „so wie sie ist" verhüllter — ja sehr oft nicht einmal verhüllter Krieg? Heering schreibt: „Der Krieg ist es, der die Menschen zu Barbaren macht." Könnte man nicht umgekehrt räsonnieren: Es ist die in den Menschen steckende Barbarei, die den Kriegszustand zwischen den Menschen zur Folge hat? Ich las irgendwo, daß ein englischer Geistlicher seit dem Krieg oft bete: „Teach us to hate the spirit which creates war" (Lehre uns den Geist hassen, der zum Krieg hinführt). Ich glaube freilich, daß wir uns aus nüchternen Erwägungen heraus nicht bei solchem Bitten beruhigen dürfen. Der Geist gerinnt nämlich vielfach in Dingen und Einrichtungen. Pflegen wir diese Einrichtungen, so konservieren wir damit leicht auch den Geist. Wir müssen aus solchem Haß des Geistes, der zum Krieg hinführt, auch *den* Einrichtungen zu Leibe gehen, die ein Symptom solches Geistes sind. Aber „das Entsetzlichste, was sich unter den Völkern der Erde vollzieht", der Krieg, ist doch zutiefst nur eine der Formen der Sünde, die dauernd am Leben der Menschen begangen wird.

4. Müssen wir nicht genau bestimmen, was wir meinen, wenn wir vom Evangelium her Gewaltanwendung gegen Menschen Unrecht nennen? Heering ist nicht so radikal, daß er den Staat verneinte und sich zum Idealanarchismus bekennte. Er glaubt an einen Staat, der freiwillig auf jegliche Heeresmacht verzichtet. Wie wir oben sahen, glaubt er auch, daß ein Staat, der die Waffen wegwirft, von Gott erhalten wird, mag er schon zeitlich noch so schwere Unterdrückungen zu leiden haben. An einer anderen Stelle ists aber ganz deutlich, daß Heering jedenfalls mit der *Polizeimacht* eines Staates nicht brechen will. Was ists aber dann mit der These: „Das Christentum verwirft jede Gewaltanwendung"? Oder: wenn es heißt, daß „der Gott der Christen mit Krieg und Blutvergießen nichts zu schaffen habe" ...

Doch ich möchte die von hohem Ernst getragenen Ausführungen Heerings nicht noch weiter in allzu gefährliche Beziehung setzen zu harten Wirklichkeiten. ... Sondern es ist Zeit, nun das zu sagen, was uns Heerings Buch trotz aller Fragezeichen, die wir machen mußten, so wertvoll macht, daß wir ihm eine ganz weite Verbreitung auch in Deutschland wünschen.

3

Trotz der angedeuteten Hemmungen steht fest, daß Heerings Studie die Schwere der in Frage stehenden Probleme in ihrer ganzen Last in beunruhigendster Weise fühlbar macht. Was das Buch aber vor allem, wie ich glaube, berufen ist zu leisten, das ist: die Gewissen zahlloser Kirchlichen und Frommen aufzurütteln, daß sie nicht so gottlos rasch mit den üblichen hergebrachten Argumenten die Kriegs- und Staatsfrage überhaupt gar nicht als Frage empfinden und sie losgelöst vom Christentum erledigen. Mag man Heering nicht zu Unrecht vorwerfen, daß er das Christentum hie und da in einer Art Losgelöstheit von unserer Wirklichkeit nimmt, so wiegt der andere Vorwurf viel schwerer, daß die Kirche und Christen weithin mit ihrem Christentum vor der Welt kapituliert und die Welt vom Christentum losgemacht haben. Es ist doch ganz richtig, wenn Heering den Kirchen vorwirft, daß sie „im letzten Jahrhundert bei der ungeheuren Steigerung von Militarismus und Nationalismus sich zurückgezogen haben in die Pflege des inneren Lebens und der Mission und daß sie damit die weltumgestaltende Kraft des Evangeliums verfehlten". Es ist auch heilsam für jeden in altkonservativ-christlicher Haltung Erstarrten, sich die Fadenscheinigkeit einer großen Zahl üblicher Argumente aufzeigen zu lassen, mit denen man selbst oder die Kirche offiziell fast hemmungslos Kriegs- und nationalistische Politik sanktionierte. Ja es ist gut, daß gegenüber der noch immer nur zu verbreiteten nationalistischen und kriegsbejahenden Haltung weitester kirchlicher Kreise diese ganz andere radikalistische Haltung sich geltend macht.

Ja, ich möchte noch einen Schritt weitergehen: bei aller Kritik an Heering ist es unmöglich, sich der religiösen Wucht und Entschlossenheit zu entziehen, mit der er redet und Zeugnis ablegt. Der urwüchsige religiöse Ton überwiegt alles rein analysierende Denken. Heering selbst fühlt es: es geht zu tiefst um den Glauben. An manchen Stellen des Buches wurde ich an diejenigen Quäker erinnert, die *auch*, ja *gerade* in den Zeiten des Weltkrieges, als die Lage Englands ganz kritisch zu werden drohte und alle Welt sie bestürmte: jetzt müßten sie *sehen*, daß sie im Irrtum seien mit ihrer Waffendienstverweigerung, sie verrieten ihr Vaterland und ließen es im Stich —, ruhig und aus der Tiefe antworteten, daß sie aus einer metaphysischen Gewißheit heraus keinen Augenblick zweifelten, daß *nicht sie* ihr englisches Vaterland im Stich ließen und verrieten, sondern daß das gerade die Anderen täten. „Die Behauptung, daß Gott uns beschützen wird, wenn wir nichts dazu tun, uns selbst zu beschützen, wird oft für Fanatismus gehalten. ... In Wirklichkeit bedeutet es nicht, daß wir von Gott Wundertaten erwarten, damit wir vor Sorge geschützt sind. Es bedeutet, daß wir die moralischen und geistigen Gesetze, in denen Gott sich in der Welt auswirkt, begreifen und an sie glauben" (Grubb, Wesen des Quäkertums. 1. Auflage, S. 135). Solchen Verhaltensweisen gegenüber kommen wir mit theoretischen Erwägungen nicht aus. Hier gilt: Tue Jeder, was er muß, was Gott ihm sagt, daß ers tun muß. Wie verlegen aber sind die Allermeisten, wir selber mit, wie unsicher hinsichtlich dessen, welche konkrete Haltung **Gott** von uns will, wie abhängig von irdischen „Größen" oder auch Nichtigkeiten im Urteilen und im Handeln! Da ists etwas Emporreißendes und Aufrüttelndes, wenn man wie im Heeringschen Buch etwas spürt von urgewaltigem Hindurchbrechen innerster Nötigungen zum Sagen und Künden, was frommt. Wie tapfer und rein und fromm ist gerade des Holländers Heering Behandlung des Kolonialproblems, wie weiß er da in einer für viele sicher peinvollen, aber grundwahrhaftigen und ernsten Art das Dilemma unserer Zeit: „Entweder Christus oder Cäsar" brennend zu machen und alle „Interessenten" vor die

Entscheidung zu stellen! Und ist es angängig, verstiegen und Schwärmerei zu nennen, oder geboten, aufzuhorchen, wenn Heering bei der Behandlung der Waffendienstverweigerungsfrage erklärt, daß diese Frage nicht nur die Jugend angeht, sondern auch alle die anderen Älteren, auf deren Mithilfe in Kriegszeit gerechnet wird, und dann fortfährt: „Vielleicht schon während des Friedens, wenn nämlich unsere Regierung sich den von unseren militärischen Autoritäten bereits erwogenen Plänen öffnen sollte, nach Frankreichs Vorbild das ganze Volk, Männer und Frauen, schon im Frieden im Hinblick auf den kommenden Krieg zu organisieren, werden die Älteren sich entscheiden müssen. Man sei auf der Hut und zum Widerstand bereit. Eine ausgezeichnete, den Dingen zuvorkommende Wirkung ist verborgen in der frühzeitigen Warnung eines Teiles des Volkes (besonders, wenn dieser Teil durch Zahl und Einfluß ansehnlich zu werden beginnt): Rechnet bei Kriegsaktionen, auch vorbereitenden, nicht auf uns; wir tun in keinem Falle mehr mit; unsere Unterstützung bekommt ihr nicht."

Auch bei solchem Aufmerksamsein auf praktische Entschlossenheit, einen Damm entgegenzusetzen all den Strömungen, die aufs Neue mit einem kommenden Kriege rechnen und sich irgendwie auf ihn einstellen heißen, ist Zweierlei zu bedenken. Kann man solche Entschlossenheit propagieren, zumal, wenn man bedenkt, wie verschieden die konkrete Lage der Nationen ist? Ist das Prinzip radikaler Gewaltlosigkeit das allein fromme, wenn es gilt, ganze große Menschengruppen, deren Menschenwürde zertreten wurde, zu befreien (Proletariat, Kolonialvölker)?

Stoßen wir nicht zuletzt doch immer wieder auf das Letzte oder werden auf es hingestoßen, wie ohnmächtig wir sind auch in dem besten Leben und wie — den Meisten unbewußt — die Welt und unser Leben ein Schrei ist nach Gott und daß dies Sich-vor-Gott-gestellt-wissen, das Sich-von-ihm-gesendet-wissen das ist, worum es geht?

Köln Georg Fritze

Pfarrerzeit in Schloß Elmau

Vgl. Nr. 3

Johannes Müller spricht über Verkündigung:

Die Verkündigung, wie sie Jesus vom Reiche Gottes gab, hatte nicht den Charakter einer Lehre über das Reich Gottes, sondern den Charakter einer Aufklärung, wie wir sie den Menschen geben im praktischen Leben, worum es sich auch handeln mag, ob es sich nun um Bergsteigen oder um Skilaufen handelt, oder um die Einstellung im Geschäftsleben: wie man sich zu verhalten hat. Alles das wird nicht theoretisch vorgeführt, sondern praktisch gezeigt.

Eine Lehre kann niemals eine Verkündigung sein. Wenn man überhaupt einen Eindruck von der Verkündigung Jesu hat, von dieser aktuellen Botschaft Gottes, die ausgerichtet wird ungefähr in der Art, wie wenn ein Herrscher seine Herolde durch die Lande schickt ... so ist es ganz unmöglich, nun dieses ganze theoretische Gebäude einer Lehre, das infolge der Verkündigung und der Wirkung, die die Verkündigung hat, dann entsteht, als eine Verkündigung hinzustellen.

*

Mich beschäftigte die Frage: Wie wird eigentlich ein Mensch Christ oder Jünger Jesu? Auch damals*) verstand es sich von selbst, daß ein Mensch dadurch gar nicht wesentlich geändert wird, wenn er eine Weltanschauung aufgibt. ... Er wird auch dadurch nicht anders, daß er eine Moral aufgibt und eine andre annimmt. Dadurch wird seine Moral anders, die Art wie er die Dinge sieht, aber er selbst wird nicht anders. Er bleibt derselbe hahnebüchene Egoist, der er vorher war.

*

Sehr bald nach der Zeit des Urchristentums verwischte sich der Unterschied zwischen Verkündigung und Evangelium einerseits, Lehre, neuer Lehre, Moral usw. anderseits, vollständig.

*

Erst in allerneuester Zeit scheint von einer Seite, ich glaube von Seiten der dialektischen Theologie, eine gewisse Reaktion dagegen zu erfolgen.

*

Alle intellektuelle Vermittlung, überhaupt jede Vermittlung an die Menschen war bei der Verkündigung ausgeschlossen. ... Es ist ganz unmöglich, daß diese Wirkung, daß die Menschen zum Glauben kommen mit einer solchen Wirkung auf ihr ganzes inneres Sein und Leben, daß eine derartige wirkliche Wirkung unmittelbar die Menschen ergriff, wenn nicht in der Verkündigung selbst Gott an die Menschen herantrat und es auf seine Weise bewirkte.

*

Wenn man etwas lehrt, dann muß man es immer wieder lehren, damit es sitzt, damit es richtig verstanden wird, damit die Beziehungen untereinander klar werden, damit Jeder darüber Rechenschaft ablegen kann. Wenn aber etwas verkündigt wird, dann braucht man es nur einmal zu sagen, dann wissen es die Menschen.

*

Daraus erklärt es sich auch, daß es damals Zweifel überhaupt gar nicht gab. Sobald die Gewißheit von etwas irgendwie vermittelt wird, wird durch diese Vermittlung der Zweifel sofort ausgesät. Denn wenn auf Grund dieser Vermittlung die Gewißheit entsteht, hat man immer Angst wegen der Sicherheit dieser Vermittlung, ob auch diese Stützen halten, ob das, was überzeugt hat, auch wirklich richtig ist, ob ich nicht getäuscht worden bin, ob ich nicht falsche Schlüsse gezogen habe usf.

*

Der Zweifel wird nur dort beseitigt, wo sofort die Erfahrung eintritt und alles aus der Erfahrung erwächst. Dann zweifeln wir ebensowenig, wie wir an unsrer Existenz zweifeln.

*

Ich habe es in meiner Jugend immer als äußerst peinlich empfunden, wenn ein Pfarrer oder ein Lehrer auftrat und nun eine Äußerung, die etwa Paulus von sich tat, ohne Weiteres auf sich anwandte und sich gerierte, als ob er Paulus wäre. ... Genau so empfand ich es, wenn Menschen sich anmaßten Apostel zu werden, d. h. Verkündiger des Evangeliums.

*

Ja, wenn wir also das Evangelium eigentlich aufgelöst haben in eine christliche Lehre und Moral, und wenn wir den Eindruck haben, daß dadurch grade das Reich Gottes wieder verloren gegangen ist, das Jesus brachte, wie soll dann in Zukunft die Verkündigung sein?

*

Wenn Jemand zu mir kommt, der innerlich zusammengebrochen ist ... in diesem Augenblick gibt es nur Eine Möglichkeit, daß man dem Menschen sagt: „Richten Sie sich auf, haben Sie wieder Mut, denn Ihre Sünden sind Ihnen vergeben." Wenn er mich dann fragt: Ja woher denn? Wieso sind mir meine Sünden vergeben? so bleibt nichts Andres übrig als ihn auf Jesus und seine Botschaft hinzuweisen. ... Das ist Evangelium. Sobald ich aber sage: „Deine Sünden sind dir vergeben, weil

*) Zu Zeiten Pauli. Müller verweist auch im Folgenden nachdrücklich auf sein Buch „Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden. Nach seiner Entstehung untersucht." Leipzig, Hinrichs 1898. 307 S.

Jesus für dich gestorben ist und am Kreuz für dich genug getan hat ...", so gebe ich sofort Lehre, nicht Verkündigung.

*

Vergebung der Sünden ist der andre Ausdruck für Reich Gottes.

*

Was wirklich echt, wirklich fruchtbar ist, muß ein Vonselbstgeschehen sein, mit andern Worten: schöpferisches Wirken Gottes.

Sobald ich auf dieses schöpferische Wirken Gottes komme, ist es ganz unmöglich anders mich zu verhalten als daß ich darauf hinweise, daß wir Menschen, so wie wir sind, getragen werden von einer unverlierbaren Gnade Gottes. Diese unverlierbare Gnade Gottes ist nicht ein Urteil Gottes über uns, sondern ein Meer schöpferischer Kräfte, unausgesetzter Wirkungen auf uns.

Wenn ich das ausspreche, bin ich wieder mitten drin im Evangelium.

*

Muß die Verkündigung in unsrer Zeit eine andre Gestalt gewinnen als in der Zeit Jesu, Pauli, Luthers?

Ja, genau so wie die Verkündigung bei Paulus eine andre Gestalt gewann als zur Zeit Jesu, genau dem Unterschied der Situation entsprechend.

*

Wenn wir in der Wirklichkeit unsrer Zeit leben, so haben wir den Eindruck, daß wir uns mitten in einer eschatologischen Situation befinden, die natürlich ganz anders ist, als Paulus sie sah oder sich träumte. Ich meine die Weltkatastrophe, in der wir uns jetzt befinden, ich meine den Zusammenbruch der gesamten Kulturwelt seit 1914. Ich meine diese Situation, daß, wenn nicht Wunder geschehen, die ganze europäische Kultur zu Grunde geht und zu Grunde gehen muß.

Die eschatologische Situation besteht darin, daß in einer unerhörten Weise die Ohnmacht alles menschlichen Denkens, Tuns, Treibens, Machens und Bereitens den Menschen gezeigt worden ist.

*

Wir stehen im Untergang der Welt. Ich will gar nicht auf die Frage eingehen, ob die weiße Rasse stirbt, weil die gelbe und schwarze Rasse zu uns kommt, was ja auch ein außerordentlich aktuelles Problem ist. Natürlich nicht die nächsten zwanzig Jahre. Wenn man auf die Menschheit sieht, muß man mit Jahrhunderten und Jahrtausenden rechnen.

In dieser Situation ist das Gegebene die Verkündigung des Reiches Gottes, so wie es Jesus damals verkündigte.

*

Ich sehe immer den Einzelnen im Zusammenhang des Ganzen. Die Menschen sind gar nicht so verantwortlich, als sie sich selbst verantwortlich machen und verantwortlich gemacht werden.

Ich sehe die Sünde der ganzen Welt, d. h. die Gottlosigkeit der ganzen Welt, einschließlich Christentum, Buddhismus usf. Diese praktische Gottlosigkeit ist das Problem, unter dem wir stehen.

*

Ich habe schon vor dreißig Jahren zu Theologen und andern orthodoxen Christen gesagt: „Ihr redet immer von der Feindschaft der Menschen gegen Gott. Ich habe noch niemals solche Feindschaft bei irgend einem Menschen entdecken können." Da wird ihnen alles Mögliche suggeriert, was gar nicht so ist, was sich die Theoretiker ausgedacht haben.

*

Dadurch erklärt es sich, daß die Menschen heutzutage gar nicht mehr unter ihrer individuellen Sünde oder Schuld so leiden wie früher, daß sie aber unter der Sündhaftigkeit schlechthin, unter diesem unserm Unglück, daß wir los sind von Gott, entsetzlich leiden, und daß sie sich mit der Frage der Schuld oder Verantwortung gar nicht abgeben, sondern nur die Frage spüren: „Wie werden wir herausgerettet?"

Infolgedessen gewinnt die Verkündigung einen andern Charakter. (R)

Reformwünsche zur Rechtsstellung der Kinder aus geschiedenen Ehen

1. Die augenblickliche Rechtslage. 2. Ihre Auswirkung in der Praxis. 3. Reformwünsche

In meinem Bericht über die Erfahrungen der Evangelischen Zentralstelle in Breslau bei Unterhaltspflegschaften für Kinder geschiedener oder zerrütteter Ehen*), hatte ich hervorgehoben, daß sich uns eine Reform der Rechtsstellung der Kinder aus geschiedenen Ehen immer wieder als unumgänglich nötig aufdrängt. Es handelt sich hierbei nicht um Fragen, deren Erörterung lediglich den Rechtsgelehrten, sowie den Theoretikern und Praktikern der Wohlfahrtspflege überlassen bleiben könnte. Die ganze Angelegenheit ist vielmehr für das gesamte Volksleben so wichtig, daß sie allgemeinstes Interesse verdient. Ganz besonders täten unsere kirchlichen Kreise gut, sich mehr um diese Angelegenheit zu kümmern und auf Abstellung hier vorhandener Notstände zu dringen. Es seien kurz einige Reformwünsche hervorgehoben, zuvor aber müssen wir uns die augenblickliche Rechtslage vergegenwärtigen.

1

In der Hauptsache sind es die §§ 1635 und 1636 des BGB, die die Rechtsstellung der Kinder geschiedener Ehen regeln. Sie besagen kurz Folgendes: Nach der Ehescheidung steht die Sorge für die Person des Kindes dem Ehegatten zu, der an der Scheidung unschuldig ist. Sind beide Ehegatten für schuldig erklärt, so steht die Sorge für Söhne unter 6 Jahren, sowie für Töchter der Mutter zu, für Söhne über 6 Jahren jedoch dem Vater. Aus besonderen Gründen kann das Vormundschaftsgericht nach Anhörung des Jugendamtes (§ 43 RJWG) im Interesse des Kindes eine andere Anordnung treffen, diese aber jederzeit wieder aufheben, sobald sie nicht mehr erforderlich ist. Das Recht des Vaters zur gesetzlichen Vertretung der Kinder bleibt von der Scheidung unberührt. Der Elternteil, dem die Sorge für die Person des Kindes nicht zusteht, behält das Recht des persönlichen Verkehrs mit dem Kinde. Dieser persönliche Verkehr kann durch das Vormundschaftsgericht näher geregelt werden.

Die Unterhaltspflicht des Vaters den Kindern gegenüber wird durch die Scheidung nicht berührt, da sie nicht auf der Ehe, sondern auf Verwandtschaft beruht. Die Frage der Unterhaltspflicht regelt sich nach den §§ 1606 und 1585 des BGB. Ihnen zufolge ist der Vater vor der Mutter unterhaltspflichtig. Nach erfolgter Scheidung hat jedoch die Mutter einen angemessenen Beitrag zum Unterhalt des Kindes bezw. der Kinder aus den Einkünften ihres Vermögens oder dem Ertrage ihrer Arbeit zu leisten. Gleichgültig ist hierbei, ob sie schuldig oder unschuldig ist, ob ihr die Personenfürsorge zusteht oder nicht. Die unschuldig geschiedene Frau muß also auch für die ihr zugesprochenen Kinder, für die ihr die Personenfürsorge zusteht und die sich bei ihr aufhalten, einen Beitrag zu deren Unterhalt an den geschiedenen Mann abführen und erhält diesen Anteil dann vom Manne mit dessen Unterhaltsbeitrag zurück. Lediglich wenn eine erhebliche Gefährdung des Unterhaltes der Kinder zu befürchten ist, darf sie nach § 1585 BGB ihren Beitrag für die ihr zugesprochenen Kinder zurückbehalten.

Es wird gut sein, wenn wir uns die Motive, aus denen die geschilderten Bestimmungen getroffen sind, klar

*) CW 1929/1.

machen. Solange eine Ehe besteht, hat neben dem Vater die Mutter das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen, wenn auch bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Eltern der Wille des Vaters dem der Mutter vorgeht. Nach Scheidung der Ehe ist eine gemeinschaftliche Personenfürsorge durch beide Elternteile nicht mehr möglich. Der Gesetzgeber hat nun versucht, die Interessen der Eltern gegeneinander abzuwägen, und gemeint, die Frage der Personenfürsorge mit der Frage nach der Schuld an der Scheidung verquicken und dem unschuldigen Teil die Personenfürsorge für die Kinder zusprechen zu müssen. Die Zuweisung der Kinder nach dem Geschlecht an Vater oder Mutter bei beiderseitig schuldigen Eheleuten folgt einer früher weit verbreiteten Auffassung, die sich auch z. B. in dem königlichen Dekret bezüglich der religiösen Erziehung von in Mischehe lebenden Offizieren in gleicher Weise bemerkbar machte. Auch da folgten die Söhne in der Konfession dem Vater, die Töchter der Mutter.

Durchweg ist im BGB von der Personenfürsorge das Recht der Vertretung des Kindes und das Recht der Nutznießung am Kindesvermögen getrennt und als ein besonderer Zweig der elterlichen Gewalt angesehen. Aus diesem Grunde hat der Gesetzgeber gemeint, auch nach der Scheidung die Vertretungsbefugnis, sowie die Nutznießung am etwaigen Kindesvermögen dem Vater, selbst dem alleinschuldig geschiedenen Vater, belassen zu müssen, so daß sich der eigentümliche Zustand ergibt, daß der Vater, weil ihm die Personenfürsorge nicht zusteht, für die Bestimmung des Aufenthaltes und die eigentliche Erziehung nicht zuständig ist, dagegen zuständig bleibt für den Abschluß eines Lehrvertrages, die Einreichung einer Klage im Interesse des Kindes und die Wahrnehmung irgendwelcher Ansprüche desselben.

Daß dem Elternteil, dem die Personenfürsorge nicht zusteht, das Recht des persönlichen Verkehrs belassen wird, ist durch die Erwägung begründet, daß das rein natürliche Eltern-Kind-Verhältnis trotz der Scheidung der Ehe bestehen geblieben ist, weil es ein natürliches Verhältnis im Gegensatz zu dem rechtlichen Verhältnis der Ehe ist.

2

Die Auswirkung der augenblicklich geltenden Rechtslage in der Praxis ist höchst unerfreulich und beklagenswert. Es seien zunächst einige grundsätzliche Bedenken hervorgehoben.

1. Es erscheint als keine glückliche Lösung, daß die Frage der Zuständigkeit für die Personenfürsorge mit der Frage der Schuld an der Ehescheidung verquickt wird. Wer auch nur ein wenig die Wirklichkeit kennt, weiß, daß es um die Schuldfrage in Ehescheidungsprozessen eine eigentümliche Sache ist und daß mitunter eine Schuld künstlich konstruiert wird, um überhaupt die Scheidung durchzusetzen. Wird unter solchen Umständen das Bedenkliche einer Regelung besonders klar, die die Personenfürsorge dem als nicht schuldig bezeichneten Elternteil zuspricht, so gilt doch ganz allgemein, daß eigentlich in jedem Falle untersucht werden müßte, welcher Elternteil für die Erziehung der Kinder am geeignetsten ist. Und das *kann* durchaus der Teil sein, der an der Scheidung „schuld" ist.

2. Noch größere Bedenken muß es erwecken, wenn bei beiderseits schuldigen Elternteilen die Personenfürsorge schematisch an Vater und Mutter nach dem Geschlecht der Kinder verteilt und es sogar als möglich angesehen wird, daß Söhne unter 6 Jahren zunächst bei der Mutter verbleiben und nach Vollendung des 6. Jahres von der Mutter zum Vater wandern. Diese Regelung zerreißt in schroffer Weise den geschwisterlichen Zusammenhang und beraubt die Kinder damit eines wertvollen, ja für manche Naturen unentbehrlichen und unersetzlichen Haltes für das Leben. Grundsätzlich abzulehnen ist es aus erzieherischen Gründen, einen Knaben bis zum 6. Jahre bei der geschiedenen Mutter und dann späterhin bei dem Vater unterzubringen. So kann nur ein Gesetzgeber vorgehen, der lediglich Elternrechte kennt und für den ein Kind eine Art Sache ist, die diesem oder jenem Elternteil gehört und zusteht. Diese Bestimmung läßt die elementarste Rücksichtnahme auf das Kindeswohl vermissen. Sie bringt ein noch recht junges Kind in die schwersten seelischen Konflikte und kann dadurch seine innere Entwicklung unheilbar schädigen.

3. Die Regelung der Unterhaltspflicht durch das BGB kann man geradezu als frauen- und kinderfeindliche Lösung des Problems bezeichnen. Ebenso auch, daß dem schuldig geschiedenen Vater das Recht der Nutznießung am Kindesvermögen bleibt. Die ganze umständliche Regelung der Unterhaltsfrage im BGB bedeutet eine Quelle ständiger Reibereien und Verwicklungen zwischen den geschiedenen Eheleuten. Als billig wird man es auch schwerlich bezeichnen können, daß das Kind zwar bei der Mutter untergebracht sein kann, so daß diese die ganze Last der Erziehung und der persönlichen Fürsorge zu tragen hat, während der schuldig geschiedene Vater dagegen seinen Lebensunterhalt durch Nutznießung am Kindesvermögen verbessern kann.

4. Grundsätzlich bedenklich ist auch, daß nach der Scheidung der Ehe ein Unterschied gemacht wird in der Verteilung der Personenfürsorge für die Kinder und der rechtlichen Vertretung derselben, weil dadurch dem geschiedenen Manne immer wieder die Möglichkeit gegeben wird, in die Erziehung des der Frau zugesprochenen Kindes mit hineinzureden. Eine solche Verteilung der Aufgaben der Personenfürsorge und der rechtlichen Vertretung auf Vater und Mutter ist möglich, solange die Ehe besteht. An dieser Konstruktion aber nach Auflösung der Ehe und damit des Familienzusammenhanges, in dem das Kind normalerweise steht, festzuhalten, bedeutet eine Erschwerung der Lebensbedingungen des Kindes und den Anlaß für fortgesetzte Reibereien unter den geschiedenen Eheleuten.

Gegen diese Kritik läßt sich nicht einwenden, daß in § 1635 BGB bestimmt ist, daß das Vormundschaftsgericht nach Anhörung des Jugendamtes eine anderweitige Anordnung treffen könne. Denn vielfach wird diese anderweitige Anordnung erst erfolgen, nachdem in der Praxis Schwierigkeiten aufgetaucht sind und die Erziehung des Kindes Schaden genommen hat. Überdies hat auch das Vormundschaftsgericht keine Möglichkeit, außer bei ganz groben Verstößen des Vaters, diesem die Vertretungsbefugnis zu entziehen.

Zu diesen mehr grundsätzlichen Bedenken treten nun eine ganze Reihe von unerfreulichen Erfahrungen aus der Praxis.

a) Das Recht des persönlichen Verkehrs, das auch dem schuldig geschiedenen Elternteil verbleibt, erscheint aus praktischen Beobachtungen und Erfahrungen heraus besonders bedenklich. Mehrfach bin ich vom Vormundschaftsgericht mit der näheren Regelung eines solchen Verkehrs beauftragt worden, so daß der Elternteil, dem die Personenfürsorge nicht zusteht, in gewissen Zeitabschnitten mit dem Kinde entweder in meiner Geschäftsstelle oder auch in meiner Privatwohnung zusammenkommt. Nach meinen recht zahlreichen Beobachtungen in derartigen Fällen ist dieses Zusammentreffen für alle Teile so unerquicklich, wie nur irgend möglich. Das Kind fühlt sich dem Elternteil gegenüber, mit dem es für gewöhnlich nicht zusammen ist, fremd und befangen und dieser wieder ist darüber enttäuscht, daß ihm das Kind nicht mit offenen Armen entgegenfliegt. Eine Unterhaltung kommt nur mühsam zustande, alles atmet befreit auf, wenn die Zeit vorüber ist.

Neben diesen Fällen stehen andere, die ich ebenfalls zu beobachten Gelegenheit hatte, in denen der Elternteil, „der sich sein Recht auf persönlichen Verkehr nicht nehmen

lassen will", dann versucht, das Kind gegen den anderen Elternteil, dem die Personenfürsorge zusteht, aufzuhetzen und aufzuwiegeln, so daß ich energisch dagegen einschreiten mußte. Dieses Aufwiegeln geschieht nicht immer nur durch Worte, sondern nicht selten durch mitgebrachte Geschenke, die dem Kinde von dem anderen Elternteil versagt worden waren, oder Anderes mehr.

Diese ganze Regelung, daß auch dem schuldig geschiedenen Elternteil das Recht des Verkehrs belassen wird, geht lediglich aus vom Gesichtspunkt eines vermeintlichen Elternrechtes, dem ein Anspruch an das Kind unter allen Umständen zusteht, aber nicht vom Gesichtspunkt des Kindeswohles. Von diesem Gesichtspunkte aus müßte gefordert werden, daß Alles vermieden wird, was die ruhige seelische Entwicklung eines Kindes, sein inneres Gleichgewicht und seine Erziehung zu stören geeignet ist. Dann aber wird man es als notwendig bezeichnen müssen, dieses Recht des persönlichen Verkehrs zu beseitigen, weil dabei für das Kind nichts Gutes herauskommt.

b) Die Praxis zeigt ferner bei der Regelung der Unterhaltspflicht das Unbefriedigende der vom Gesetzgeber gefundenen Lösung. Daß die Kindesmutter neben dem Vater unterhaltspflichtig ist, wird für diesen vielfach geradezu ein Anreiz, sich seiner Unterhaltspflicht vollständig zu entziehen. Es wird uns bei unseren Unterhaltspflegschaften oftmals von den Vätern vorgehalten, daß ihre Frauen ja genau so gut für die Kinder sorgen müßten, wie sie, und daß sie sich, solange die Frauen Verdienst hätten, nicht für verpflichtet zum Unterhalt hielten. So führt die vom Gesetzgeber vorgenommene Regelung praktisch dazu, die wirtschaftliche Fürsorge für die Kinder weitgehend der schwächeren Frau aufzuerlegen.

c) Eine Fülle von Schwierigkeiten ergeben sich endlich in der Praxis daraus, daß durch die Scheidung die Vertretungsbefugnis des Vaters nicht berührt wird. Wir erleben es mehrfach, daß Kinder bei der Mutter untergebracht sind, der Vater hat sich seiner Unterhaltspflicht viele Jahre hindurch fortgesetzt entzogen, nun muß ein Lehrvertrag abgeschlossen werden. Hierfür zuständig ist der Vater, weil ihm die rechtliche Vertretung zusteht. Wir müssen ihn vielfach mühsam suchen, und dann beginnen langwierige Verhandlungen mit ihm darüber, ob die Lehrstelle geeignet ist, ob die vereinbarten Bedingungen richtig sind u. a. m. Nach langem Hin und Her bekommen wir dann wohl die Unterschrift des Vaters unter den Vertrag, aber es ist doch auch bereits mehrfach beobachtet worden, daß der Vater, um die geschiedene Frau und die Kinder zu schikanieren, seine Unterschrift verweigert. In solchen Fällen werden dann Verhandlungen mit dem Vormundschaftsgericht nötig, das erforderlichenfalls vermittelt oder selbst genehmigend bezw. durch Bestellung eines Pflegers mit der Aufgabe eines Vertragsabschlusses einzutreten hat. Derartige Umstände führen notwendig zur Verbitterung der Mutter und Kinder und fördern nicht das Ansehen von Recht und Ordnung im Volksleben.

3

Wenn es sich nunmehr darum handelt, Reformvorschläge für die Rechtsstellung der Kinder geschiedener Ehen zu machen, so beschränke ich mich auf Herausarbeitung der großen Linie unter Absehung von Einzelheiten, die dann nachher mehr gesetzestechnischer Art sind. Auf folgende unbedingt nötige Grundsätze sei hingewiesen:

a) Grundlegend für die Gestaltung der Rechtsstellung der Kinder aus geschiedenen Ehen muß das Kindeswohl sein, nicht aber ein vermeintliches Elternrecht. Es muß Ernst damit gemacht werden, daß das Kind keine Sache ist, an der irgendeinem anderen Menschen Rechte zustehen, sondern daß das Kind bestimmt ist, eine selbständige Persönlichkeit zu werden, deren Entwicklung so gestaltet werden muß, daß innere Schädigungen und äußere Nachteile vermieden werden. Kindeswohl vor Elternrecht!

b) Aus dem ersten Grundsatz ergibt sich, daß die Elternrechte überall dort eine Einschränkung erfahren müssen, wo sie das Kindeswohl gefährden. Es gilt dies besonders von dem Recht auf persönlichen Verkehr, das dem schuldhaft geschiedenen Elternteil zusteht. Die moderne Gesetzgebung zeigt ja überhaupt eine ganze Menge von Eingriffen in das Elternrecht. So schränkt die allgemeine Schulpflicht das Recht der Eltern auf Erziehung ihrer Kinder stark ein und macht die Erziehung weithin zu einer öffentlichen Angelegenheit. Dasselbe gilt von der Fürsorgeerziehung, die das gefährdete Kind überhaupt aus dem naturhaften Familienzusammenhang herauslöst und eine Erziehung „unter öffentlicher Aufsicht und auf öffentliche Kosten" ist. Zu diesen Beispielen würde die Einschränkung bezw. Beseitigung des Rechtes auf persönlichen Verkehr in Parallele zu setzen sein. Weil die innere Entwicklung des Kindes durch die widerstreitenden Empfindungen den Eltern gegenüber, die durch den jedesmaligen Verkehr neu belebt werden, zerrüttet wird und leiden muß, ist dem Elternteil, dem das Sorgerecht nicht zusteht, auch das Recht des persönlichen Verkehrs zu nehmen. So hart es klingen mag, so muß doch um des Kindeswohles willen gefordert werden, daß der Elternteil, dem das Kind nicht zugesprochen wird, für dasselbe tot oder so gut wie tot ist.

c) Dringend zu fordern ist, daß das Recht der Personenfürsorge nicht für die Söhne dem Vater und für die Töchter der Mutter zugesprochen wird. Ein Elternteil erhalte grundsätzlich das Recht der Personenfürsorge für alle Kinder. Bei der Entscheidung darüber, wem die Personenfürsorge übertragen werden soll, muß jede Rücksichtnahme auf die Schuldfrage bei der Ehescheidung ausgeschaltet und rein sachlich geprüft werden, welcher Elternteil nach seiner ganzen inneren Art und Haltung zur Erziehung der Kinder geeigneter ist.

d) Unbedingt wünschenswert ist, daß nicht wie bisher zwischen Personenfürsorge und rechtlicher Vertretungsbefugnis unterschieden wird, sondern daß das Vormundschaftsgericht die volle elterliche Gewalt dem Elternteil zuspricht, dem es die Kinder zuerteilt. Es sei darauf hingewiesen, daß diese Regelung in Artikel 156 des Schweizer Zivilgesetzbuches in Verbindung mit Artikel 274, 3 getroffen ist. Dort ist der Richter in der Lage, von sich aus die nötigen Verfügungen über die Gestaltung der Elternrechte und der persönlichen Beziehungen zu treffen, und dort wird die ganze elterliche Gewalt dem Elternteil übertragen, dem die Kinder zugewiesen sind.

Es wäre durchaus wünschenswert, wenn unsere evangelischen Frauenverbände, die an dieser ganzen Regelung um ihrer zahlreichen geschiedenen Mitschwestern willen sehr interessiert sind, diese Frage in eingehenden Beratungen mehrfach prüften und durch Eingaben an den Reichstag und das Justizministerium eine dem heutigen Empfinden besser entsprechende Regelung der Rechtsstellung von Kindern aus geschiedenen Ehen anstrebten. Auch unsere evangelischen Wohlfahrts- und Jugendämter sollten dieser Angelegenheit mehr Aufmerksamkeit schenken, als es leider oft geschieht.

Breslau Ulrich Altmann

Von deutscher Kulturarbeit in Ostgalizien

1

Ich soll von der Lebensarbeit eines deutschen Pfarrers und Volkserziehers im europäischen „Halbasien" erzählen. Diese Erzählung erweitert sich aber von selbst zu einem kurzen Bericht über das deutsche Leben in Galizien überhaupt. Die Eindrücke, die ich dort im letzten Sommer empfing, sind mir unvergeßlich; und Freunde für die Gesinnungsgenossen auf jenen fernen Posten zu werben, ist mir eine liebe Pflicht. Wer Näheres von den Deut-

schen in Galizien erfahren will, der sei auf die Bücher von Karl Emil Franzos verwiesen, die ja zum allerbesten Bestand wertvoller deutscher Erzählungskunst gehören. Dazu kommt dann eine kleine Schrift von Zöckler „Das Deutschtum in Galizien“*). Über die Arbeit von Dr. Seefeldt berichten fortlaufend die „Dornfelder Blätter“, die das Hauptorgan der protestantischen Jugendbewegung für ganz Polen zu werden versprechen. Endlich bereitet Privatdozent Dr. Winter in Prag in der Sammlung von D. Schreiber eine Monographie über Galizien vor**).

2

Man nennt Krakau gern das deutsche Nürnberg, und kein Besucher dieser wundervollen Stadt kann sich der Wirkung entziehen, die von den Resten der mittelalterlichen Bürgerkultur in dieser weit nach dem Osten vorgeschobenen deutschen Kaufmannsstadt an der Weichsel ausgeht. Aber das deutsche Bürger- und Bauerntum des Mittelalters ist unter der Herrschaft des polnischen Adels und der polnischen Fürsten im 15. und 16. Jahrhundert untergegangen. Es ist, wie so vieles Deutsche, Kulturdünger geworden, und nur für den Eingeweihten zeugen noch Tausende von deutschen Lehnworten in der polnischen Sprache von dieser unfreiwilligen Einwirkung.

Erst nach Jahrhunderten, unter Maria Theresia und Josef II., ist der Strom der deutschen Bauern nach Ostgalizien gelangt, die wir noch heute dort treffen. Aus übervölkerten Dörfern in der Pfalz, im Egerland, in Schlesien sind damals Bauern in geschlossenen Gemeinschaften zwischen den ukrainischen Dörfern angesiedelt worden, um durch ihr Vorbild auf die slawischen Nachbarn einzuwirken. Es sind heute rund 40 000 protestantische Deutsche, während die Angaben über die Katholiken zwischen 15 000 und 40 000 schwanken. Die amtlichen Zählungen geben weder für die österreichische noch für die polnische Herrschaftszeit ein zuverlässiges Bild. Ein Beispiel: Bei der amtlichen Volkszählung 1910 wurde Hohenbach als rein polnische Gemeinde ausgewiesen, und doch bestanden dort und bestehen heute noch ein evangelisches Pfarramt und eine evangelische Privatvolksschule. Die besonders großen Schwankungen in den Angaben über die Katholiken dürfen uns nicht wundern, da die Katholiken in ihrem Deutschtum viel mehr gefährdet sind als ihre protestantischen Volksgenossen. Sie hatten trotz der Bedenken, die sich aus der offiziellen, antideutschen Handhabung des österreichischen Staatsgrundgesetzes ergaben, verleiten lassen, ihre Volksschulen in Staatsschulen umzuwandeln, und sich damit unter Österreich wie unter Polen einer gleich rücksichtslosen Polonisierung ausgeliefert. Seit dem Übergang von Galizien an Polen haben sie dazu infolge der Auswirkung des Konkordats polnische Geistliche erhalten, so daß sie fast durchweg weder deutschen Religionsunterricht erhalten noch eine deutsche Predigt hören können. Meist besteht eine tiefe Kluft zwischen dem polnischen Priester und der deutschen Gemeinde. So sind die katholischen Deutschen für die Erhaltung ihres Volkstums fast ausschließlich auf sich selbst angewiesen, abgesehen von einigen deutschböhmischen Siedlungen, die ihre Schulen nach dem Erwachen der nationalen Bewegung 1907 wieder in Privatschulen umgewandelt haben. Stellt man aber all das in Rechnung, so darf man die Stärke des Volksbewußtseins, das man gerade in einigen katholischen Kolonien findet, als einen gelegentlich geradezu überwältigenden Beweis für die oft bezweifelte Widerstandskraft deutschen Wesens ansehen.

*) Das Deutschtum in Galizien. Von Theodor Zöckler. 2 durchgesehene Auflage. Heimat und Welt-Verlag, Dresden 1917.

**) Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslanddeutschtum und zur Auslandskultur. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung.

Ganz anders die protestantischen Gemeinden. Diese besitzen nicht nur 78 deutsche Privatschulen, an denen sie aus Mißtrauen gegenüber den österreichischen Staatsschulen immer festgehalten haben, sondern auch zwei deutsche Privatgymnasien und 18 deutsche Pastoren. Freilich kann man vor den Lehrern und Pfarrern dieser Kolonien den Hut gar nicht tief genug ziehen. Ihre Besoldung bewegt sich in einer Tiefe, die ihr Aushalten auf ihrem Posten als heldenhaft erscheinen läßt. Dabei stehen sie in ihrem Beruf durchaus ihren Mann. Wenn man in die Schulen hineinsieht oder an einer der zahlreichen Fortbildungsgelegenheiten der Lehrer teilnimmt, so glaubt man es mit bester Schularbeit neuer Gesinnung in Deutschland zu tun zu haben. Der deutsche Lehrerverein in Polen hat ein Jahrbuch herausgegeben, dessen sich manche deutsche Landschaft nicht zu schämen brauchte. Dasselbe gilt von den Pfarrern. Auch sie sind wirtschaftlich miserabel gestellt und müssen sich den größten Teil ihres Unterhalts durch ihre Pfarrwirtschaft erarbeiten. Die Dörfer, die sie zu betreuen haben, liegen oft über 40 Kilometer entfernt und müssen auf schlechten Wegen mit der eigenen Fuhre aufgesucht werden. Es kommt aber auch vor, daß zu einer Amtshandlung ein Weg von 200 Kilometern mit Wagen, Bahn und abermals Wagen gemacht werden muß.

Diese Gemeinden haben nun mit ihren Pfarrern und Lehrern nicht nur den Weltkrieg durchgemacht, in dem die Kampffront ein paar Mal mitten durch sie hindurch ging — Karpathenfront, Rawa Ruska! — sondern danach noch furchtbarer in den Kämpfen zwischen den Bolschewisten und den Polen und zum dritten Male in dem Krieg der Ukrainer mit den Polen gelitten: jedesmal nicht nur Kriegsschauplatz, sondern auch die Beute der Marodeure. Manche Dörfer sind ein paar Mal niedergebrannt. Ich traf einen jungen Bauern, der auf sein eigenes Haus als österreichischer Artillerist geschossen hatte, weil darin russische Beobachter saßen. Das Dornfelder Pfarrhaus hatte in einer Nacht achtzehn Mal den Besuch plündernder Horden.

Seit drei Jahrzehnten wird dieses protestantische Deutschtum durch eine überragende Persönlichkeit zusammengehalten: durch den Superintendenten D. Zöckler in Stanislau. Von der inneren Autorität, die sich dieser reine und große Mensch erworben hat, zeugt es, daß man ihn zum Führer des deutschen Protestantismus in Polen gemacht hat, obwohl Stanislau am äußersten Südende des ausgedehnten polnischen Reiches liegt. Wenn man nach Stanislau kommt, so staunt man über die Zöcklerschen Anstalten, die diesem einen Manne ihr Dasein verdanken: Lehrlingsheim und Gymnasium, Krüppelheim und Blindenheim, Schwesternanstalt und Säuglingsheim — um nur einige zu nennen. Zöckler ist in den neunziger Jahren als Judenmissionar nach Galizien gekommen und hat bald gesehen, daß seine Arbeit für die deutschen Brüder und Schwestern viel notwendiger war.

Was Zöckler für Kirche, Schule, Wohlfahrt und nationale Politik bedeutet, das bedeutet Pfarrer Faust, jetzt Direktor der Inneren Mission in Leipzig, für die Erstarkung des wirtschaftlichen Lebens. Der Zusammenbruch der zentralistischen Innenpolitik des alten Österreich und die Autonomie Galiziens seit 1860 hatten die deutschen Ansiedler von jeder Verbindung mit der deutschen Kultur abgeschnitten, so daß sie auf ihrem damaligen Niveau verblieben, während die Polen sie bald kulturell und wirtschaftlich einholten und überflügelten. Auch Zöcklers bedeutsame Schöpfung, der „Bund der christlichen Deutschen in Galizien“ (gegründet 1907) konnte wenig ausrichten, solange das wirtschaftliche Rückgrat fehlte. Hier setzte Faust, damals Pfarrer in Dornfeld, ein, indem er Raiffeisenkassen gründete und zu einem Verband zusammenschloß. Der Krieg mit seinen Folgen, vor allem die Inflation, hat auch hier unheilvoll gewirkt, aber allmäh-

lich ist es doch gelungen, den Neubau ernstlich zu betreiben. Noch immer ist es ein Ringen um Sein und Nichtsein, und es ist kein Wunder, daß von beachtlichen Vertretern der Gedanke erwogen worden ist, ob man es nicht lieber als aussichtslos aufgeben und vor der polnischen Überlegenheit kapitulieren soll. Vorläufig aber will man dennoch aushalten, und dazu müssen alle Kräfte angespannt werden, in erster Linie die geistigen, von denen nun zu reden ist.

3

Neben das Lebenswerk Zöcklers und Fausts verdient nun aber die Arbeit gestellt zu werden, die ein jüngerer deutscher Pfarrer in Ostgalizien, Dr. Seefeldt in Dornfeld bei Lemberg, seit etwa 10 Jahren aufgebaut hat. Seefeldt ist im Kriege nach Galizien gekommen und durch Zöckler dort festgehalten worden. Schwere Notzeiten in den drei Kriegen hat er mit seinen Gemeinden durchgemacht. Als einmal Alles im polnisch-bolschewistischen Kriege zusammengebrochen schien, war er gerade in der Heimat auf Urlaub, und hatte, weil eine Rückkehr ganz ausgeschlossen schien, sich bereits verpflichtet, als Lehrer an das damals gerade neu geschaffene Volkshochschulheim in Dreißigacker in Thüringen zu gehen. Da wird die Verbindung nach dem Osten wieder frei, und mit der ersten Möglichkeit strebt der Pfarrer mit seiner Frau und dem neugeborenen Ältesten seinen Gemeinden zu. Diese haben Schützengräben um ihr Dorf aufgeworfen und wundern sich, welche seltsame Patrouille auf sie zustrebt, bis sie die Pfarrerfamilie mit Kinderwagen erkennen und einholen können.

Ich erwähnte, daß Seefeldt damals in die deutsche Volkshochschularbeit hatte eintreten wollen. Bereits in Galizien war ihm durch deutsche Freunde die Schrift von Eduard Weitsch: „Zur Sozialisierung des Geistes" (Jena, Eugen Diederichs) zugegangen mit dem Hinweis, daß hier vielleicht wertvolle Wege zum geistigen Aufbau gewiesen würden. Er liest die Schrift in einer Nacht und ist sich darüber klar, daß er hier seine Lebensaufgabe vorgezeichnet gefunden hat, und daß hier die Möglichkeit gegeben ist, durch eine intensive Menschenbildung den verstreuten Deutschen in Galizien geistige und seelische Kraftquellen zu erschließen. Von Weitschs Darstellung wird er auf das dänische Vorbild weitergeführt, auf das vor dem Kriege in Deutschland schon von mehreren Seiten hingewiesen war. Zunächst hatte Prof. Hollmann sein Buch über die dänische Volkshochschule geschrieben, dessen Druck in Deutschland bezeichnenderweise auf amtliche Hindernisse stieß, sich aber trotzdem durchsetzte und in eine Reihe europäischer und außereuropäischer Sprachen übersetzt worden ist*). Innerhalb der Dorfkirchenbewegung hatte sich namentlich Georg Koch des Volkshochschulgedankens in seiner dänischen Prägung angenommen**). Seefeldt hatte die Möglichkeit, mehrfach zu längerem Studienaufenthalt nach Dänemark zu kommen und dort unmittelbar zu lernen.

Seine praktische Arbeit begann Seefeldt damit, daß er zehn junge Bauern in sein Pfarrhaus aufnahm. Sein Ziel war, nicht nur durch eine Weiterbildung des oft kärglichen Volksschulunterrichts zu wirken und darüber hinaus durch Vorträge, Unterricht und Aussprache zur Berührung mit deutschem Kulturgut und zu einer klaren und sicheren Stellungnahme im Leben zu verhelfen, sondern auch durch die Lebensgemeinschaft einer deutschen Familie charakterlich zu erziehen. Nachdem an das Pfarrhaus ein Neubau angefügt worden war, konnte die Zahl der Kursteilnehmer erhöht werden, abwechselnd Burschen und Mädchen. In den ersten Jahren, und noch jetzt bei allen größeren Veranstaltungen, von denen noch zu erzählen ist, wird freilich das letzte Plätzchen im Pfarrhaus rückhaltslos in Anspruch genommen, wenn sich auch nicht mehr, wie in jener ersten Zeit, der Leiter und seine Frau in ihr Schlafzimmer zurückziehen und auf dem Bettrande sitzend, ihre Vorträge und ihren Unterricht vorbereiten müssen. Aber die Schüler und Schülerinnen gehören nach wie vor unbedingt zum Familienkreis, der inzwischen auf sieben Kinder angewachsen ist, und die Pfarrfrau hat ihre Wirtschaft in Küche und Haus und ihre Mutterpflichten auf sie Alle auszudehnen. Wie sie daneben noch Zeit zu einem ausgiebigen Unterricht namentlich in den Mädchenkursen findet, ist ihr besonderes Geheimnis. Aber auch Seefeldt selbst hat jahrelang, bis zum gesundheitlichen Zusammenbruch, mit dieser Erzieherarbeit seine Pfarrertätigkeit für acht weit auseinanderliegende Dörfer verbinden müssen, bis er neuerdings einen Vikar neben sich hat.

Der äußere Umfang dieser Arbeit wird nicht nur durch die Besucherzahl jener Hauptkurse bezeichnet: es waren nacheinander 10, 14, 8, 16, 10, 14, 16 Mädchen bezw. 15, 10, 16, 4, 15 Burschen; in diesem Winter haben zum ersten Mal 25 Aufnahme gefunden, durch Bau zweistöckiger Betten und Hinzupachtung eines Nachbarhauses; die Werbung mußte abgebrochen werden, da sonst noch mehr Andrang gewesen wäre! Daneben her laufen noch die Aufbauwochen für ehemalige Schüler und Schülerinnen, Mütterwochen und Presbyter-Wochen, sommerliche Wanderwochen in die Karpathen, vor Allem aber in jedem Sommer Jugendwochen, die von über 250 jungen Menschen aus ganz Polen, vom Danziger Korridor bis herunter an die rumänische Grenze besucht werden. Da findet man, daß Burschen und Mädchen über 800 Kilometer gefahren kommen, bloß um acht Tage lang wieder einmal deutsch zu sprechen und zu singen. In Massenlagern auf dem Boden des Pfarrhauses oder in der Scheune und in einzelnen Quartieren im Dorfe werden sie untergebracht. An langen Tafeln im Pfarrgarten werden sie verpflegt, und am Vormittag, Nachmittag und Abend zu Vorträgen im Vortragssaal oder im Garten versammelt. Seefeldt gibt diesen Wochen gemeinsam mit seiner Frau und Freunden aus der Pfarrer- und Lehrerschaft ein einheitliches Gepräge; 1928 war das Hauptthema „Freude". Ich durfte an der diesjährigen Jugendwoche teilnehmen und auch einen kleinen Lehrgang über Schiller halten, dem ich eine genaue Auslegung des Liedes „An die Freude" zugrunde legte. Daneben hielt ein Mitarbeiter des Finkensteiner Bundes Übungen eines größeren Singekreises ab, der zum Abschluß in der Dorfkirche ein Konzert gab, mit einer Auslese jener Sätze Bachs und seiner Vorgänger, mit deren Erneuerung wir in den beiden letzten Jahrzehnten von Jöde, Rein, Hensel und Anderen beschenkt worden sind.

4

Es kommt aber natürlich viel weniger auf die äußerliche und statistisch zu kontrollierende Wirkung einer solchen Arbeit an, als auf die Frage, ob hier ein Weg beschritten ist, der inneren Erfolg verspricht, und der über Galizien hinaus Bedeutung beanspruchen kann. Ist solche Volkshochschularbeit ein Weg zur Erhaltung der Volkheit im Auslande, ist sie ein Mittel zum inneren Aufbau überhaupt?

In Dänemark ist durch Grundtvigs Volkshochschulen, durch die ja mindestens zwei Drittel aller jungen Dänen und Däninnen seit mindestens zwei Menschenaltern hindurchgehen, nicht nur eine geistige, sondern auch eine wirtschaftliche Erneuerung dieses Bauernvolkes geschehen. Außenpolitisch unterlegen, technisch zurückgeblieben, handelspolitisch der Konkurrenz des beginnenden Welthandels ausgeliefert, innerpolitisch verengt, so schien dieses kleine dänische Bauernvolk reif, aus der Geschichte gestrichen zu werden. Nur durch den resoluten Glauben an den

*) 2. Auflage unter dem Titel: „Die geistigen Grundlagen der Demokratie". Berlin, Parey.

**) Seine Aufsätze sind jetzt gesammelt unter dem Titel „Der Volkshochschulgedanke". Kassel, Bärenreiter-Verlag.

„Geist, der sich den Körper baut", haben Grundtvig und seine Anhänger, beginnend mit der geistigen Weckung und seelischen Kräftigung der jungen Generation, es fertig gebracht, daß der dänische Bauer längst vor dem Kriege wirtschaftlich an der Spitze in Europa marschierte, und zwar dank den Genossenschaften, die er errichtete und selbst verwaltete. Darüber hinaus aber hatte er auch ein nationales Bewußtsein erhalten, das wir Deutschen schmerzlich bei den Abstimmungsergebnissen in der Nordmark zu spüren bekommen haben, und das doch auch wieder so wenig „nationalistisch" war, daß sich die „Bauernlinke" den Expansionsbewegungen über die Abstimmungsgrenze hinaus entschieden widersetzte; ferner eine politische Beweglichkeit, wodurch die Volkshochschulbauern immer die demokratische Linke im dänischen Parlament gebildet haben, und endlich eine Volkskultur mit einer Generation eigener Dichter, wie Andersen-Nexö, Skjoldborg, Aakjaer u. A., die über die europäisch-liberale Literatur der Generation von Georg Brandes glatt gesiegt haben. Das welthistorische Experiment liegt also zu Jedermanns Nachprüfung vor: daß durch intensive Bildungsarbeit, in der Gemeinschaft für die Gemeinschaft, Großes und Entscheidendes zu erreichen ist. Darauf darf sich Seefeldt mit Recht berufen. Er hat sein Werk heute nicht mehr in den Kreisen seiner Schüler zu propagieren und zu verteidigen, denn diese stehen dankbar und geschlossen hinter ihm, wie ich immer wieder bei meinen Streifzügen gefunden habe, sondern nach zwei anderen Seiten hin:

Erstens ist es eine traurige Tatsache, die uns immer wieder von deutschen Kolonien im Auslande berichtet wird, daß die innere Zwietracht der Deutschen um so schlimmer wird, je bedrängter sie sind und je mehr sie eigentlich auf eine geschlossene Front angewiesen wären. So hat es natürlich auch ein so eigenwilliger und auf sein Werk eingeschworener Mann, wie Seefeldt es ist, unter den engen Verhältnissen der 40 000 galizischen Protestanten nicht leicht. Man kann sich kaum ein Bild davon machen, welche Kräfte er damit vergeuden muß, eine Arbeit, die eigentlich jede Minute für sich erfordert, noch gegen offene und geheime Zweifler, Miesmacher und Gegner verteidigen und durchsetzen zu müssen.

Bedenklicher ist eine zweite Verteidigungsfront. Man hat neuerdings das Schlagwort herausgegeben: man brauche viel dringender eine Landwirtschaftsschule und könne sich den Luxus dieser Volkshochschule, die keinen unmittelbaren Nutzen bringe, so lange nicht leisten, als man die praktische Berufsschule nicht habe. Sicher werden die Leute, die diese Taktik verfolgen, im übrigen — wenn sie nämlich nicht Ernst damit zu machen brauchen — auf deutschen Idealismus und den schon zitierten „Geist, der sich den Körper baut", pochen. Hier gilt es aber, mit solchem deutschen Glauben Ernst zu machen, um so mehr, als die Dänen, worauf schon hingedeutet wurde, es uns längst vorgemacht haben. Man muß wagen — und dies ist schließlich der letzte Sinn jeder Volkshochschularbeit — den Aufbau eines Volkes zu beginnen mit der Erneuerung des Menschen, nicht mit Organisationen und nicht mit Technik. Der lebendige Mensch wird es sein, der sich seine Berufsbildung schaffen und ertrotzen wird; beim Massen- und Durchschnittsmenschen wird die bloße Berufserziehung ein Stück des Materialismus und der Mechanisierung sein, den wir schon ohnedies besitzen. Seefeldt hat übrigens selbst oft genug auf die Notwendigkeit hingewiesen, seine Volkshochschularbeit durch Wirtschaftsschulen, namentlich eine Landwirtschaftsschule, aber auch durch eine gediegene Handwerkerschulung, zu ergänzen. Das Traurige ist nur, daß man den Geist abbauen will, indem man dasjenige propagiert, an dessen Recht im Rahmen des Ganzen Niemand zweifeln wird, das aber immer nur das Zweite hinter einem Ersten sein muß, an das wir mit Seefeldt glauben müssen. Daß auch, wenn nur diese Überzeugung da wäre, die verschwindend geringen Mittel, die Seefeldt braucht, zu beschaffen wären, unterliegt für mich keinem Zweifel. Vorläufig aber führt er noch, neben allem Andern, den peinlichen Kampf um die nackte Existenz seiner Schule. Wirkliche Freunde, sowohl solche mit Einsicht wie solche mit Geld, werden dringend gesucht!

Jena Reinhard Buchwald

Aktuelles Theater und Kirche

Die Debatte über den kirchlichen Protest gegen Hasenclevers neue Komödie möchte ich meinerseits fortführen durch einige allgemeine Bemerkungen über die Beziehung von Kirche und Kunst (insbesondere: dramatischer). Als überzeugtes Glied der protestantischen Kirche und als Mitarbeiter an den Aufgaben der Volksbühne bin ich in einer ständigen Sorge, die ich (zugespitzt) so formulieren kann: Wann protestiert eine kirchliche Vertretung, ein kirchliches Blatt oder zumindest ein Prediger gegen ein Stück, das aus der Not der Zeit entstanden die bestehenden Verhältnisse ernsthaft in Frage stellt und einen neuen Weg weist?

Die Welt der Kirche und die der Dichtung sind isolierte Bezirke, und während in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende vielfach die Dichtung die religiöse Überzeugung ignorierte und die Kirche bekämpfte, steht jetzt die Kirche zu der neuen Dichtung häufig im Gegensatz. Dabei berühren sich mannigfach die Aufgaben.

1. Kirchengegnerische, religionslose, unter- und widerchristliche Überzeugungen gilt es zu bekämpfen und zu überwinden, der einzige Feind der Kirche (wie jeder geistigen Sendung) ist der Philister. („Wir haben das Glück erfunden und blinzeln." — „Weil du aber lau bist, wirst du ausgespieen.") Mit Voltaire sich auseinanderzusetzen, ist ein Genuß; ein starker Gegner weckt und stählt unsere eigene Kraft; aber Stumpfsinn, Sattheit, Selbstgerechtigkeit aufzuwecken, ist ein dornenvolles und meist vergebliches Bemühen. Alle Bildungsbestrebungen, wie immer sie gerichtet seien, sind daher Verbündete der Kirche, wenn sie selber nicht von der Geistlosigkeit des Philisters beherrscht wird.

2. Die Gefahr des Philistertums ist für die Kirche sehr groß. Soziologisch betrachtet heißt Kirche: Mittelstand, und der deutsche Mittelstand ist bei aller wirtschaftlichen Tüchtigkeit, häuslichen Solidität, ehrenwerten Kindererziehung, ruhigem Staatsbürgertum geistig eng — und vor allem ängstlich. So sehr man die geistige Enge begreifen und vor allem die Ängstlichkeit einer Schicht verstehen kann, die wohl fühlt, wie sie von den mächtigen Mühlsteinen der Großen und der Masse zerrieben wird, so willkommen dem staatspolitisch Interessierten die ruhige Mittelschicht ist: das Leben selbst begnügt sich nicht mit alten Antworten, sondern kommt mit neuen Fragestellungen. Nur wer die neuen Fragen vernimmt und gewillt ist, Antwort zu geben, meistert das Leben, andernfalls wird er beiseite geschoben oder bewirkt gerade das, was er nicht wollte, die Katastrophe.

3. Die Kirche nun ist in weitestem Maße eine geistig konservative Größe. Nicht in ihrer Theologie, wohl aber in ihrer Lebenshaltung. „Ein ruhiges und stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" (wobei nicht beachtet wird, daß Gottseligkeit auf deutsch Enthusiasmus heißt.) Banalisierung und Verbürgerlichung des Evangeliums rufen keinen Protest hervor, wohl aber erfolgt ein solcher, wenn die Spitze des Evangeliums hervorgekehrt wird und wenn es als die Beunruhigung und Störung der Welt (nicht als ihre Verklärung) dem Hörer entgegentritt. Man singt mit Emphase „Ein' feste Burg", wäre aber (mit Recht) sehr entsetzt, sollte man wirklich Weib und Kind und Gut und Ehr fahren lassen. Man darf die

religio communis vulgaris ecclesiae nicht unterschätzen: es liegt in ihr sehr viel anständige Tüchtigkeit, und auch ein banaler Gottesdienst liegt sehr hoch über der Grenze durchschnittlicher Darbietungen der Großstadt. Aber eine bezwingende, mitfortreißende, bewegende Kraft offenbart sich hier selten.

4. Auch das Theater war ziemlich tot. Es übte die Wirkung, die Kierkegaard im Auge hatte, als er schrieb, daß der Dichter der allergefährlichste sei. Man schaute, bewunderte, wollte sich bilden, sich unterhalten. Nun gilt von dem Theater noch mehr als von der Kirche das Wort des Paulus: „Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen." Und das Theater ist (ähnlich der Zeitung) sehr viel abhängiger vom Publikum als die Kirche. Auch bei subventionierten Bühnen leistet das Publikum den größten Unkostenbeitrag, und wieviele Theater waren vor dem Kriege reine Geschäftsunternehmungen! Die zahlungsfähige Oberschicht, die ihres Besitzes so sicher ist, daß sie auch eine Piscatoraufführung nur als angenehmes Gruseln empfindet, ist dünn, die große Masse der Arbeiterschaft zahlungsunfähig und nur mühsam für die Schaubühne zu gewinnen: so blieb für das Theater die Mittelschicht. Sie gewann man mit der Operette und dem Lustspiel. Das Theater diente der bloßen Unterhaltung. Bei der Kirche haben wir die preußische Agende, beim Theater „Husarenfieber" und „Veilchenfresser". Hierzwischen ist ein Unterschied, ein sehr großer Unterschied, aber er zeigt doch vor allem, daß die Kirche immer und unter allen Umständen sehr viel mehr ist als das Theater. (Ich sehe schon, wie sich Gegner auf den vorletzten Satz mit Genuß stürzen — es ist nämlich für Viele ein größerer Genuß, sich zu empören, als sachlich zu helfen. Dies nur nebenbei.) Wir kommen zu Punkt 5.

5. Das Theater ist heute in weitem Maße aus dem Geschäftsunternehmen eine kulturelle Angelegenheit geworden. Wir danken das staatlichen und städtischen Subventionen, denn in dieser vielgeschmähten Zeit sind sich staatliche und städtische Körperschaften ihrer kulturellen Aufgabe bewußt geworden, und wir danken es der Organisierung des Publikums. Schiller nannte (tiefer) die Schaubühne eine moralische Anstalt, wir Heutigen (mehr auf die Wirkung bedacht) reden vom „aktuellen Theater". Es gibt natürlich Gruppen der Volksbühne und des Bühnenvolksbundes, die vom Philister beherrscht werden: der ernste Wille beider Organisationen, in dem sie sich treffen, ist gerichtet auf den Dienst an der Kunst. Damit ist man nicht im Bezirke des Nur-Ästhetischen. Der Standpunkt L'art pour l'art ist verlassen, denn die Formel ist unwahr: es gibt keine selbständigen Provinzen des Geistes, auch das geistige Leben ist eine unzertrennbare Einheit. Beide Bünde, entspricht die örtliche Leitung nur dem Programm, wollen die Kunst, welche aus dem Leben stammt und in das Leben wieder eingreift.

6. Die Erziehungsarbeit, welche die Bünde leisten, sollte von der Kirche anerkannt werden. Es wird in Breslau kein Drama gespielt, auf das nicht das Mitglied der Breslauer Volksbühne vorbereitet würde. Es gibt nur zur Erholung hier und da lediglich heitere Unterhaltungsstücke, das Übergewicht haben wirklich die Dichter der Gegenwart und der Klassik. Gerade dem klassischen Drama wird durch Uraufführungen gedient: wird nämlich der Theaterbesucher erzogen, in dem Dichter den Sprecher der Not der Gegenwart, den Kritiker und Seher, den Erreger und Beweger zu sehen, so hört er auch Schiller, Goethe, Shakespeare, Hebbel, wie sie gehört werden wollten: nicht als Unterhalter, nicht als eine Bildungsangelegenheit (für Schüler und Anwärter der „Gesellschaft"), sondern als die großen, packenden Darsteller des Menschlichen, seiner Not, seiner Erbärmlichkeit, seiner Tapferkeit, seiner Höhe. Man hat also von der heutigen Dichtung auszugehen, und wir von der Kirche sollten es sympathisch finden, daß man nicht nur die Gräber der Dichter an den durch das Dezimalsystem geheiligten Geburts- oder Todesjahren schmückt, sondern daß man die lebenden Dichter nicht verhungern und sie ihr Wort sagen läßt. Man sollte auch von kirchlicher Seite ein Verständnis für diese Arbeit haben, selbst wenn sie nicht ohne Mißgriff und falsche Einstellung geleistet werden kann.

7. Aber wie ist es nun? Wenn belanglose Unterhaltungsstücke gegeben werden, ist man keinem Angriff ausgesetzt; macht aber die „Revolte im Erziehungshaus" (gewißlich unzulänglich, gewiß unfertig, verstiegen) auf das große Problem der Fürsorgeerziehung aufmerksam, so daß die Öffentlichkeit zur Verantwortung gerufen wird, dann gibt es Skandal, und kein kirchliches Wort unterstützt die ernsthafte Aufgabe. „Husarenfieber" wird nicht beanstandet, aber mit der „Dreigroschenoper" gefährdet der Intendant seine Subvention, und von der „Volksbühne" wird gesagt, sie führe ein unsittliches Stück auf. Man ist heute nicht mehr gewillt, eine neue oder auch nur fremde Ansicht zu hören (ein Beweis hierfür sind ja die politischen Versammlungen, in denen nur die Parteifreunde beisammen sind, lediglich Kommunisten und Nationalsozialisten gehen überall hin, eine große sachliche Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner ist heute unmöglich), man empört sich sofort und ruft nach dem Kadi. Eben darum haben die großen Besucherverbände, hat vor allem die Volksbühne die Aufgabe, dem Dichter Gehör zu verschaffen. Vielleicht könnte man einer Arbeit einige Achtung zollen, die auch sozialdemokratische Mitglieder erzieht, Kleists „Prinzen von Homburg" aufzunehmen, und sich nicht scheut, auch des sehr konservativen Sinclaire „Singende Galgenvögel" zu spielen. Aber wir haben von keiner kirchlichen Stelle eine Unterstützung zu erwarten, das Breslauer „Kirchliche Wochenblatt" wies sogar die Aufnahme einer bezahlten Annonce der Volksbühne zurück. Das Einzige, was wir von der Kirche zu erwarten haben, ist ein Protest.

8. Nun ist gewiß zu sagen, daß Dichtung und Kirche sich auseinandergelebt haben. Es ist nicht zu leugnen, daß es sehr wenige Dichter von Format gibt, die aus lebhafter, tiefverwurzelter evangelischer Überzeugung heraus dichten, bei denen also das Protestantische das Primäre ist — wäre es anders, wäre z. B. Molo seine Blamage „Die Legende des Herrn" erspart. Man wird es also, wenn man nicht einseitig urteilt, begreiflich finden, daß die Kirche die Dichtung zumindest sorgenvoll betrachtet und daß sie auch gerade dann, wenn eine Dichtung Erfolg hat und in das geistige (oder geistlose) Leben eingreift, zu der Dichtung ihr Wort sagt. Aber zu überlegen ist, ob dieses Wort ein Protest sein muß, der auf ein Aufführungsverbot hinzielt, und ob nicht die Ablehnung dichterischer Werke durch die Kirche mehr gehört würde, als es heute der Fall ist, wenn die Kirche ihrerseits Dichtungen, deren Erscheinen sie begrüßen muß, wirklich begrüßte, nicht nur gelassen hinnähme.

9. Ich denke an Werfels „Paulus unter den Juden". Hier ist aus wirklich tiefem seelischen Verständnis ein Drama entstanden, das uns nachdrücklichst berührt. So sehr sind die Gestalten gewachsen, ist die Atmosphäre der Zeit getroffen, daß einem bei dem ersten Auftreten des Petrus und Jakobus ein Schauer überläuft. Wir haben hier, selbstverständlich, auch dieses Werk aufgeführt. Aber zu dem Besuch des Lutherfilmes wurde in der kirchlichen Presse, von den Kanzeln, durch Verteilung von Handzetteln nach den Gottesdiensten aufgefordert; daß „Paulus unter den Juden" gegeben wurde, haben selbst Pastoren gar nicht gewußt. Die Folge? Außer unseren organisierten Volksbühnenmitgliedern war Niemand im Theater, der Kassenverkauf war schlecht.

10. Diese Tatsache hat auch ihre Wirkung auf den Erfolg eines kirchlichen Protestes. Die Intendanten und Direktoren sagen nämlich: Die Kreise, die hinter den kirchlichen Protesten stehen, kommen sowieso nicht in das Theater, auf sie braucht man keine Rücksicht zu nehmen. Die Kirche aber darf nicht ihr Wort ins Leere sprechen. Schon aus diesem Grunde sollte man mit Protesten vorsichtig und sparsam umgehen.

Man sollte es noch aus einem anderen Grunde. Die Herrschaft der Gouvernante ist zu Ende. Die Gouvernante wollte ihren Schützling vor Schaden bewahren, und sie versuchte diese Aufgabe durch Absperrung zu erledigen. Früher durfte das junge Mädchen keinen Schritt allein tun, heute darf es keine Mutter oder Erzieherin begleiten. (Wir stellen diese Tatsache fest, ohne über Wert oder Unwert zu streiten.) In einer solchen Zeit empfindet man jedes Verbot als Gängelung und Bevormundung, man wehrt sich dagegen, weil man durch eigene Anschauung sein Urteil fällen will. Daher hört man aus einem Protest nicht das Pauluswort heraus: „Es ist alles erlaubt, aber es nützt mir nicht alles", sondern glaubt, daß anstelle der „Freiheit eines Christenmenschen" die Abhängigkeit von der Gouvernante treten soll.

11. So bekommt die Kirche für den Außenstehenden das Gesicht eines nörgelnden, mißgünstigen, polternden Greises (Muckertum), und man sieht nicht, daß sie eine Botschaft verkündet, die nicht der Vergänglichkeit unterworfen ist. Man sieht nicht, daß das Evangelium Kraft, Wegweisung, Kühnheit und Freiheit bedeutet; man spürt nichts mehr vom Sturm des Geistes, sondern fühlt sich in einer stickigen, dumpfen, stehenden Luft, der man zu entfliehen sucht.

Das Wort der Kirche soll nicht von der Angst diktiert sein, sondern vom Geiste Gottes, der der Lebendige ist, der Neu-schaffende, der souverän Altes zerbricht und Neues heraufführt. Vielleicht sind diejenigen, welche sich heute um ein „aktuelles Theater" bemühen, dem Geiste einer wahren Kirche näher, als sie selbst wissen und Wort haben wollen und als die heutige, unsicher gewordene Kirche annimmt.

Breslau Ernst Moering

Max Brod

1

Innerhalb des heutigen deutschen Judentums nimmt Max Brod eine Position ein, die von seinen Glaubensgenossen in ihrer typischen Bedeutung für das religiöse Erleben der jüdischen Gegenwart noch viel zu wenig gesehen wird. Wenn dies schon für das eigene Lager der Fall ist, nimmt es nicht Wunder, daß Max Brod in führenden christlichen (auch theologischen) Kreisen entweder ganz unbekannt oder nur als Dichter von Romanen bekannt ist, die auf dem Umschlag als Weltanschauungsromane gepriesen werden.

Wie man heute für das Judentum als den Repräsentanten des prophetisch-enthusiastischen Menschentyps Martin Buber nennen kann, der in angespanntester Enderwartung stehend seinen Glaubensgenossen das „Kehrt um" der jüdischen Propheten zuruft, wie man etwa den Rabbiner Emil Cohn und Andere als konservative Richtung bezeichnen kann, die stärker auf die Symbolik des Religiösen und ihre neue Beseelung aus urjüdischem Geist bedacht ist, — so kann etwa Max Brod als der Typus des unermüdlichen Wahrheitssuchers gekennzeichnet werden, der nach Formulierung des Geschauten und nach begrifflicher Klarheit sucht. Alle diese Typen und Richtungen in ihrem Zusammenklang bestimmen das religiöse Gesicht des modernen Judentums.

Die Gestalt Max Brods aber verdient im besonderen Maße das Interesse der christlichen Kreise, weil er derjenige im ganzen heutigen Judentum ist, der in seinem Erleben christlichen Grunderfahrungen relativ am nächsten kommt. — Wenn Max Brod dies liest, würde er wahrscheinlich entsetzt sein, weil sein ganzer Kampf um reinliche Präzisierung der Trennungsgrenzen von Judentum und Christentum geht. Sein großes Werk „Heidentum, Christentum, Judentum"[1]), in dem er seine religiösen Erlebnisse und Überzeugungen niederlegt, ist in einem großen Teil sogar der offenen Polemik gegen das Christentum gewidmet. Wenn wir dennoch diese Behauptung aufstellen, können wir diese nur in einer — durch Raumknappheit freilich fragmentarischen — Darlegung der Brodschen Gedankenwelt in ihren Hauptzügen verständlich machen.

2

Angesichts der gegenwärtigen religiösen Lage des Judentums hält Brod es für seine besondere Aufgabe, darauf hinzuweisen, daß neben allem ethischen Aktivismus und aller Verwirklichungstendenz religiös-ethischer Gebote durchaus auch das Wissen um menschliche Begrenztheit, Erlösungsbedürftigkeit und göttliche Gnade in der jüdischen Religiosität enthalten ist. Sein Nachweis dessen ist gerade gegenüber der üblichen Feststellung von christlicher Seite aus (wie sie z. B. auch von einem so ernsthaften Theologen wie Karl Holl ausgesprochen wurde), daß die jüdische Religion nur auf das sittliche Können des Menschen aufgebaute starre Gesetzesreligion sei, zur Klärung notwendig. Denn so einfach liegen die Dinge nicht, als ob das Judentum nur so eine Art Vorstufe zum Christentum bedeutete, das durch die Entdeckung der Gnade die jüdischen Gesetze erst läutert und zu neuem Sinn erhebt. Tatsächlich kennt das Judentum den Gedanken der Gnade ebenso wie den Erlösungsbegriff schon seit jeher; nur daß diese Begriffe für die jüdische Glaubenserfahrung naturgemäß einen anderen Sinn haben müssen als für die christliche. Jedenfalls ist der Versuch, das Gnadenerlebnis für die jüdische Religion einfach fortleugnen zu wollen und daraufhin einen endgültigen Gegensatz von Gesetzes- und Erlösungsreligion zu konstatieren, weil es halt eine bequeme Vereinfachung der religiösen Problematik wäre, völlig indiskutabel.

Brod versucht nun, das jüdische Weltgefühl so zu deuten, als ob es eine grundsätzliche Scheidung zwischen unabwendbarem und abwendbarem menschlichen Unglück kenne. Brod setzt hierfür die Begriffe „edles" und „unedles" Unglück ein. Für Brod zerfällt die jüdische Religion geradezu in zwei Bezirke, die ihrem Wesen nach voneinander getrennt sind, aber doch in einem unlöslichen Konnex stehen. In zwei Situationen ist der Mensch hineingestellt, in eine vor Gott und in eine vor die Menschen, wofür jüdische Religiosität nach Brods Auffassung zwei verschiedene Haltungen fordert. Vor Gott ist des Menschen Lage konstant als die des „edlen" (unabwendbaren) Unglücks. Aus dieser Notlage; in die der vor Gott sich gestellt Wissende verhaftet ist, führt auch für den Ju-

[1]) Das Buch ist erschienen im Kurt Wolff Verlag, München 1921 (geheftet 8 M., gebunden 10 M.), und seine Kenntnis ist für den, der Brods religiöse Gedankenwelt kennen lernen will, schlechterdings unerläßlich. Aus der großen Zahl von Romanen, die Max Brod — meist unter dem Gesichtspunkt des weiter unten geschilderten „Diesseitswunders" — geschrieben hat, ragen besonders „Tycho Brahes Weg zu Gott", „Schloß Nornepygge", „Rübinnen" und „Leübeni, der Fürst der Juden", sämtlich im Kurt Wolff Verlag erschienen, hervor. Dann existiert von Brod eine dichterisch tief empfundene Übersetzung vom „Lied der Lieder" (Hyperion-Verlag). — Ganz besonderes Interesse aber beansprucht Brods jüngster, erst vor wenigen Wochen erschienener Roman, der seine Freundschaft mit dem eigenartigen und tief religiösen — in dieser Beziehung bei literarischen Würdigungen meist völlig verkannten —, leider so jung verstorbenen Dichter Franz Kafka zum Gegenstand hat. Er heißt „Im Zauberreich der Liebe" (Paul Zsolnay Verlag, Wien) und wird anläßlich eines Aufsatzes über „Die geistige Gestalt Franz Kafkas" in Bälde hier noch eine ausführliche Würdigung erfahren.

den kein anderer Weg als die göttliche Gnade, deren Wesen Wunder und deren Wirkung Einheit ist. — Für den Bereich des „unedlen" (abwendbaren) Unglücks hingegen gilt dem Juden die unbedingte Befolgung des Offenbarungsgesetzes, das dem unerlösten Menschen zur Gestaltung seines Leben gegenüber seinen Mitmenschen nach dem Willen des heiligen Gottes gegeben ist. Was diese Fiktion „unedles" Unglück nun alles in sich birgt und dem frommen Juden abfordert, drückt Brod in seinem Buch „Heidentum, Christentum, Judentum" so aus: „Jeder Mensch ist verantwortlich für all jenes Übel, das trotz Behebbarkeit und trotz menschlicher Freiheit, es zu beheben, *nicht* behoben wird[2])."

Dies läßt Brod als Sendung des Judentums aber nur für eine ganz bestimmte Ebene gelten, eben für die des „unedlen" Unglücks, die allein gemeint ist, wenn im Alten Testament immer wieder der Ton auf das Wort *Gerechtigkeit* gelegt wird. Für alles Ungerechte und Asoziale fordert die Thora eben vom Juden Verantwortung und Eingreifen. Es würde aber eine ungeheuerliche Umfälschung bedeuten, wollte man dem Judentum den Glauben unterschieben, daß gehorsame Befolgung seiner Sittengesetze den gerecht denkenden und handelnden Menschen einfach in die Nähe Gottes gelangen lassen könnte. An der Notlage, in der der seiner Zwiespältigkeit bewußte Mensch steht, ändert an sich kein noch so ethisches Handeln etwas, denn die Gesetze der Thora gelten nicht für diese. Und diese Kontinuität der Notlage des sündigen Menschen vor Gott, die Max Brod „edles" Unglück nennt, ist *unaufhebbar, nur von Gott her aufzuheben*.

Durch diese Feststellungen tritt Brod der großen Gefahr einer Überbetonung des menschlichen Willensvermögens entgegen, zu der etwa *Buber* neigt, wenn er den Willen zur Einheit kraft der urjüdischen Substanz als ausreichend für die Erlösung des jüdischen Menschen postuliert, und die sittliche Grundtendenz des Judentums wird so aus dem Gebiete gefährlicher Vermessenheit gerettet. „Es ist eben so, daß die Einigung mit Gott nicht in der Ebene noch so anständigen Alltagslebens liegt. Der religiös Gute ist ein Herausspringen (Ekstasis), ein Wunder[3])." — Aller ethische Gerechtigkeitsaktivismus bezieht sich nach der Interpretation der jüdischen Religion durch Max Brod nur auf das „unedle" Unglück. Für diesen Bereich allein ist die Aufforderung zur *Diesseitsumformung* gegeben nach den Grundsätzen der sittlichen Gerechtigkeit[4]).

Das jüdische Weltgefühl — unnötig wieder zu betonen, wie Brod es versteht — deutet Brod zusammenfassend also: „Abwartende Einsamkeit (die Haltung des edlen Unglücks) kann nicht zusammen bestehen mit tätigem Eingreifen (Haltung des unedlen Unglücks). *Dennoch* ist abwartende Einsamkeit = Gnadenhoffnung ohne tätiges Eingreifen ein Spott auf sich selbst, und Tätigkeit ohne die abwartende Demut ein „leeres Getöse"[5]). — Mag diese Formulierung auch tatsächlich ein wesentliches Moment jüdischen Weltgefühls treffen, so ist es dennoch sehr fragwürdig — und das muß grundsätzlich zu den Brodschen Formulierungen gesagt werden — ob Brod nicht der mannigfachen Bilderfülle der Welt durch seine kategorierenden Vereinfachungen zu sehr Gewalt antut. Eine hierzu notwendige streng methodische Untersuchung, die freilich Brod kaum auf dies völlig irrationale Gebiet völkischen Weltgefühls folgen kann, ist im Rahmen unserer Darstellung aber nicht möglich. Diese soll nur noch darstellen, was sich für Brod als jüdisches Gnadenerlebnis konkret ergibt.

[2]) Micha 6,8 „Er hat dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was gefordert wird von dir: Nur üben das Recht und lieben die Liebe."
[3]) Bd. 1 S. 9. [4]) Bd. 1 S. 144.
[5]) Bd. 1 S. 176.

3

Brod weiß aus eigenem Erleben, daß nur die Gnade Befreiung aus der auch dem Juden konkreten Notlage des Menschseins bringen kann. Er sieht die prinzipielle Gleichheit aller Menschen für diese darin, daß Jeder, der den Mut zum Sehen aufbringt, seine persönliche Notlage, sein durch Gottes Heiligkeit Gerichtetsein erkennen kann. Diese prinzipielle Gleichheit aller Menschen hat ihm, wie er ausdrücklich bestätigt, nichts mit der demokratischen Argumentation der égalité zu tun, die im unmetaphysischen, politischen Sinne ganz an der Oberfläche bleibt. „Gleichheit gibt sich nur in der Stille der Seelen zu erkennen; sie ist auch nur eine potentielle, eine Gleichheit der Möglichkeit nach[6])."

Das jüdische Gnadenerlebnis nun ist in Brods Augen und wohl auch tatsächlich zu allen Zeiten bei verschiedensten Formen inhaltlich dasselbe gewesen. Der entzweite Mensch gelangt zur Einheit, vermöge einer Kraft, die nicht vom Menschen, sondern nur von Gott stammen kann. Was bislang unmöglich erschien, geschieht. Es gibt keinen Zwiespalt im geeinten Menschen mehr; die Synthese von Pflicht und Natur ist vollzogen. Das Gesetz war schon immer da, dem Menschen war Gottes Wille offenbart, und er konnte, wenn er wollte, sich dazu zwingen, ihn *weitmöglichst* zu befolgen. Der Mensch aber, den die Gnade getroffen hat, zwingt sich nicht mehr, *er wird gezwungen* — aber so, als ob es kein Zwang wäre — durch eine neue Kraft in ihm, Gottes Willen zu befolgen und das Gesetz zu erfüllen. Die Gnade kann für den jüdischen Menschen in den verschiedensten Formen und Lebenslagen, durch verschiedenste Menschen und Umstände erfahren werden; ihr Wesen ist es aber, daß sie von dem stammt, was der Mensch nicht ist und in keiner Zeit werden kann: *von Gott*. Der jüdische Mensch kann die Begegnung mit Gott prinzipiell auf der ganzen Breitseite des Lebens erfahren; ihm ist Gnade niemals an *einen* Menschen oder *einen* historischen Umstand gebunden. Jeden Mittlergedanken lehnt der Jude radikal und leidenschaftlich aus seiner innersten Wesenssubstanz ab. Gnade ist ihm individuelles Erlebnis, für das es schlechterdings keine Norm geben kann. Allein in *werkzeugender* Sehnsucht nach der letzten Einheit, die Gott ist, und die Gott *allein* verleihen kann, muß der Mensch mit seinem *ganzen* Wesen entbrannt sein, daß Begegnung möglich werde.

Die Auswirkung der Gnade für die Lebensgestaltung des religiösen Juden besteht stets darin, daß dieser, wie er bisher schon in der Sphäre des „unedlen" Unglücks wirken und umformen mußte, nunmehr mit neuer Vollmacht und mit neuer Gewißheitskraft in der unmittelbaren Sohnschaft Gottes mitwirken darf. Die Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit des Menschen wird *nicht* aufgehoben; er selber und sein Tun werden aber gewissermaßen von Gott sanktioniert. „Das Bedingte erhält Kraft neben dem Unbedingten zu bestehen[7])." — Dies nennt Brod das Phänomen des „Diesseitswunders".

Die Hauptauswirkungsmöglichkeit der jüdischen Religiosität, die ja stets aktivistische Färbung hat, sieht Brod im Zionismus gegeben, denn nur durch das lebendige Volkstum kann Geist ihm sich auswirken. Der Sinn des religiösen Zionismus ist nach Brod der, daß Palästina den sichtbaren Beweis dafür liefern soll, daß es eine spezifisch *jüdische* Lebensform gibt, die weder „christliche Diesseitsverneinung" noch „heidnische Diesseitsfortsetzung" noch ein Amalgam von beiden ist. — So ist für Brod der Zionismus in höherem Sinne die „religiöse Forderung des Judentums an sich selbst"[8]).

Was Max Brod aus seinen bereits dargestellten Seinskategorien *prinzipiell* über den jüdischen Weg zur

[6]) Bd. 1 S. 198. [7]) Bd. 1 S. 230. [8]) Bd. 2 S. 326.

Gnade zu sagen weiß, faßt er in folgenden ebenso knappen wie pragnanten Sätzen zusammen:

Es kann einer den Weg des unedlen Unglücks gehen und nicht zur Gnade gelangen. Uns es kann wiederum einer den Weg nicht gehen und dennoch zur Gnade gelangen. Aber Eines ist unmöglich, daß einer zur Gnade gelangt, ohne daß ihm der Weg des unedlen Unglücks zumindest wichtig ware. Denn auch der, der ihn nicht geht, der also seine Pflicht vergißt, sie mißachtet als Sünder, gelangt zur Gnade niemals, ohne daß ihm dieser Weg wichtig, nämlich negativ-wichtig wäre. Wichtigkeit des unedlen Unglücks und der in ihm liegenden Willensfreiheit für den Bereich der Gnade: das ist der Lehrinhalt meines Judentums [*]).

In Wahrheit ist das aber auch ebenso der Lehrinhalt des echten Christentums, das diese Seinsbezirke zwar auf eine andere Wertebene transformieren, sie aber auch als die ihren anerkennen würde. Der Pflicht-Trieb-Konflikt, den Brod als spezifisch jüdisch ausgibt, hat genau dieselbe Bedeutung für das Eintreten der Gnade in jüdischer und christlicher Gnadenerfahrung. Speziell Luther als der reinste Vertreter des Christentums außerhalb der besonderen Ausprägungsform der römisch-katholischen Kirche, kennt diesen Konflikt. Wenn Brod nun den Vorwurf erhebt, daß im Christentum dieser Trieb-Pflicht-Konflikt höchstens rein gedanklich bestünde, ist das allein schon deshalb unzutreffend, weil dieser Konflikt nur gedanklich ohne die Erfahrung existentieller Situationen gar nicht möglich ist. Auf dieser Behauptung basieren dann alle Angriffe gegen das Christentum, die sich in völligem Mißverstehen und höchster Einseitigkeit besonders gegen Paulus richten. Um diese genau zu analysieren und damit richtig zu stellen, würde es einer besonderen Studie bedürfen.

4

Abschließend wäre jetzt nur noch zu konstatieren, was der Christ zur Brodschen Interpretation des Judentums zu sagen hätte.

Einen Bezirk des unedlen Unglücks, den der Jude von dem Gericht ausgenommen wähnt, das hereinbricht, wenn die Konfrontation des Menschen mit Gott akut wird, kennt das Christentum nicht. Für das Christentum gibt es keinen auch noch so winzigen Bezirk, in dem der Mensch, ohne unter Gottes Gericht zu stehen, wirken und seine Würde wahren kann. Das Gefühl für eine gewisse Eigenwürde des Menschen ist dem Judentum aber allerdings zu eigen. — Aus der Wirklichkeit seiner Gerichtserfahrung, wie sie am tiefsten und am einschneidendsten von Paulus und Luther bezeugt wurde, wird der wirkliche Christ hingegen die Scheidung „edles Unglück — unedles Unglück" als eine schwere Selbsttäuschung ablehnen müssen. Es gibt für ihn nur edles Unglück, d. h. Alles, was der Mensch nur immer tun kann, ist vor Gott bereits gerichtet. Jedes Ding der Welt steht unter der Sünde. Das ist keine Motivierung für eine bequeme Passivität in weltlichen Dingen, sondern ein qualitativ und quantitativ auf beiden Seiten anders gearteter Einblick in das Wesen der Welt. —

Und damit erledigt sich grundsätzlich für beide Seiten jeder Versuch konfessioneller Polemik, weil hier zwei verschiedene Seinsweisen nebeneinander stehen, weil hier aus Gründen ehrfürchtigen Wissens um schicksalhaftes Andersein nicht mehr überzeugt, sondern nur noch von repräsentativen und berufenen Vertretern beiderseits gezeugt werden kann.

Nach diesem Klarstellungsversuch der grundsätzlichen Positionen kann jetzt auch noch auf die überraschende Übereinstimmung — die wir Eingangs andeuteten — des Judentums Brodscher Prägung mit dem radikalen Christentum in der praktischen Lebensgestaltung hingewiesen werden. Die durch den radikalen Einspruch Karl Barths gegen die Hybris des modernen „kulturfrommen" Christentums wieder an den Ursprungsort der echten christlichen Haltung zurückgeführte junge Theologengeneration steht im konkreten Leben eigentlich auch in zwei Situationen; nur beurteilt sie deren Wertigkeit ganz anders, als es der letzten Endes idealistisch-positive Max Brod tut. Gerade durch den Einfluß von Barth-Gogarten ist der ganze Ernst der christlichen Gerichtserfahrung wieder allgemein spürbar geworden, in die jedes Ding der Welt verhaftet ist, und daß von hier aus die Haltung des echten Christen immer nur die zagende und erwartende in jeder Lebenslage sein kann. Das bedeutet, daß jede Verabsolutierung irdischer Größen, daß jedwede Zielidealisierung dem weltlich handelnden — und das muß, wer in der Welt lebt — Christen ausgeschlossen ist. Wenn dies klar steht, oder wenn mit anderen Worten die prinzipielle und absolute Überordnung des „edlen" Unglücks über alle anderen Seinskategorien gesichert ist, können ohne Gefahr der „Kulturseligkeit" und ohne vermeintlichen Anspruch auf Christianisierung säkularer Bezirke ethische Postulate der politischen, sozialen und kulturellen Weltgestaltung aufgestellt werden, was dem Brodschen Verlangen nach Handeln im Bezirk des abwendbaren „unedlen" Unglücks entsprechen würde. Nur daß aus „christlichem Lebensgefühl" derartige Formulierungen so nicht aufgestellt werden können. Allerdings können die Werke und Gestaltungen des christlichen Menschen in der Welt — bei vollem Ernstnehmen des jeweiligen Objekts — nur in distanzierteren Formen vor sich gehen — im Gegensatz zu dem aus der Struktur seiner Religiosität entspringenden ethischen Aktivismus des Juden in weltlichen Dingen. — — Die deutlichere Herausarbeitung und Präzisierung der allgemeinen ethischen Postulate aber, ihre Gültigkeit und Verpflichtung für das Leben jedes Einzelnen in der Welt — auch des dialektischen Theologen Barthscher Prägung, der ja auch „von dieser Welt" ist —, ist die personale Aufgabe, die in besonderem Maße gerade dem zwingend wird, der um die Wirklichkeit der entscheidenden christlichen Position etwas weiß.

Möglich, daß Manchem hierzu Brods Deutung des jüdischen Weltgefühls einigen Anstoß geben kann!

Berlin Hans-Joachim Schoeps

[*]) Bd. 2 S. 119 f.

Bücher und Schriften

Die Ideale der Geschlechtergemeinschaft. Von Marianne Weber. Berlin, F. A. Herbig 1929. 64 S. 2.50, geb. 5 M.

Die Unruhe, die heute auf sexualethischem Gebiete herrscht, ist wesentlich verursacht durch den Wandel, den Stellung und Haltung der Frau in den letzten Jahrzehnten erfahren haben. Die Frau ist endgültig der Gewalt, der **manus**, des Mannes entglitten, e-manzipiert. Endgültig? Das bedeutet nicht, daß nicht noch gekämpft würde, daß es nicht noch Hemmungen, Schwierigkeiten, Unbewegtes gäbe. Aber ein Weg ist beschritten, von dem es kein Zurück gibt. 75 Prozent Frauen in Berufen unabhängig vom Mann: so meldet die Statistik aus Sachsen, und anderswo steht es nicht anders. Damit ist die alte „Sklaverei" erledigt, und eine neue Geschlechtergemeinschaft aufgegeben. Gemeinsame Aufgabe, selbstverständlich. Aber der wesentliche Anteil der Neugestaltung fällt der Frau zu.

Zum Glück fehlen nicht Arbeiterinnen am notwendigen Werk. Marianne Weber geht den „Idealen" nach. Was ist wichtiger? Denn die Wirklichkeit versagt immer. Sie hat wahrhaftig unter dem alten Eheideal reichlich versagt. Sie wird auch unter jedem neuen versagen. Aber das Ideal muß dasein. Man muß darüber nachdenken, ohne Verzug. Man muß es schaffen: wozu hat der Mensch seine schöpferischen Kräfte? Man muß darum kämpfen: heiligeren Kampf kann es nicht geben.

Mit voller Beherrschung und vorbildlicher Besonnenheit sagt Frau Weber ihren Spruch. Altes Erbe wird gewahrt, aber dem Ernst der Krisis von heute nichts abgebrochen.

So versteht sich, daß das Eheideal unangetastet bleibt, ja noch gesteigert wird; aber um diese Hochhaltung rankt sich die Anerkennung neuer Möglichkeiten, Unvermeidlichkeiten. Wollte ich einen Auszug davon geben, es hätte keinen Wert; alles liegt an der Präzision und Verantwortung, mit der es bis in kleinste Wort gesagt ist. Man soll es einfach lesen.

S. 24—50 sind der Illustration des zu Sagenden aus dem Leben heraus gewidmet. Auf die Kollontay und ihre „Liebe der drei Generationen" hat Frau Weber schon früher hingewiesen: diesem Umstand verdanke ich die Kenntnis des Buches — und

vielleicht gibt es in der ganzen sexuellen Literatur kein Werk, das so belehrend, so die Augen öffnend, so erschütternd wäre wie dieses. Gewiß nur ein Ausschnitt dessen, was heute vorgeht — irgendwo ist die Entwicklung dahin gediehen, daß es Frauen gibt wie die Genia — aber das Buch wirkt wie ein Blitz, der plötzlich dunkle Gegend erhellt. Dazu dann die Musterehe Wilhelms von Humboldt, fesselnd erst recht gerade dann, wenn man nun nachgerade weiß, daß auch dieser Mann von der doppelten Moral vor und nach der Ehe Gebrauch gemacht hat. Endlich das nicht zu überbietende Paar Browning-Barett.

Es ist ganz falsch, wenn man die Entwicklung so sieht, als wären wir nur heruntergekommen. Nein, wir sind auch emporgekommen. Aber es ist ein hartes Ringen zwischen den Mächten, die hinunter- und die hinaufziehen*). Martin Rade

Leben als Symbol. Metaphysik einer Entwicklungslehre. Von Edgar Dacqué. München und Berlin, R. Oldenbourg 1928. 259 S. Geb. 8.50 M. (Fortsetzung der Anzeige von Dacqués „Natur und Seele" in Nr. 3 Sp. 139 f.)

Nach langer Beschäftigung mit dem Buche bekenne ich, daß ich von einer hohen Mission, die Dacqué zu erfüllen hat, immer mehr überzeugt werde. Ich bemerke dabei, daß ich keineswegs, wie man von dem Theologen annehmen könnte, geneigt bin, dem metaphysischen Zuge des neuen Naturphilosophen enthusiastisch und wahllos zuzufliegen, sondern vielmehr gerade eine starke Unlust in mir zu überwinden habe, die Unlust nämlich, in naturwissenschaftlichen Büchern den experimentalen Boden der nüchternen Tatsachen verlassen und mich in das luftigere Reich des Geistes und der Ideen begeben zu müssen. Dacqué hat aber Großes zu sagen, und dem sich entziehen wollen würde leichtfertig und gleichgültig sein. Er tut es auch jetzt in einer viel klareren und reiferen, wenn auch noch keineswegs leichten Form. Seine Sprache wird einfacher, seine Begriffsbildung durchsichtiger und weniger mystisch. Abschnitte wie der über das „Sterben und Kommen der Typen" zeigen, wie einfach er wieder schreiben kann. Wenn ich sage „wieder", so denke ich an die ausgezeichneten biologischen Werke des Dacqué von einst.

Inhaltlich bedeutet das wichtige neue Buch eine tiefere Begründung des Gedankens, daß in den Mythen der Völker naturwahre Grundlagen liegen; es sucht die Verbindung des Mythischen mit dem Rationalen im Symbolischen, eine Verbindung von Metaphysik und Naturhistorie, beide vereinigt im Bewußtsein tiefster jenseitiger Wirklichkeit. Jenseitig heißt dabei nicht irreal, sondern nur dem rein logischen Verstand und kausal-rationalen Denken unzugänglich. Daß die rein rationale Naturerklärung versagt hat, wird wieder bestimmt ausgesprochen und besonders für die Abstammungslehre versichert. Dacqué, der gewiß einer der vorzüglichsten Paläontologen ist, bekennt S. 141, daß ihm nicht ein Fall aus der Vorweltkunde bekannt sei, wo aus alten Arten neue entstanden sind. Auch das Hauptproblem der Deszendenzlehre, das anthropologische, wird als durchaus ungelöst bezeichnet (S. 156); am allerwenigsten ist es durch Bezugnahme auf die Menschenaffen gelöst worden. Die ganze rationale Naturerklärung ist eine einseitige und daher unzulängliche. Dacqué braucht hierfür ein prächtiges Gleichnis (S. 18): Ein unmathematisch und unkünstlerisch veranlagter Geist könnte meinen, er würde eine Kugel begreifen, wenn er sie mit so vielen Radien durchfahre, bis schließlich der ganze Innenraum so davon durchzogen sei, daß gar kein Zwischenraum mehr zwischen den Bahnen bliebe; aber ein solcher würde eben nur endlos Radien ziehen, eine Erkenntnislinie um die andere, aber nie das Ganze gewinnen, er wisse nichts davon, daß er überhaupt keine Radien in der Kugel ziehen könnte, wenn er nicht die Kugel als Ganzes, das Wesen der Kugel erschaut hätte. Die Entwicklungs- bezw. Stammbaumlehre selbst aber ist bereits ein Kompromiß, da sie mit durchaus metaphysischen, idealistischen, abstrakten Begriffen arbeitet.

Das ist nun nicht Neues, sondern auch von Spengler u. a. schon öfters klar gestellt. Aber Dacqué geht weiter, er dringt in eine noch andere Betrachtungsweise vor, wie sie schon die ältere Menschheit in ihren Mythen und Religionen geübt hat. Er verliert sich diesmal nicht mehr so in die wenig glückliche Behandlung der Mythen, sondern begnügt sich mit der schlichten Feststellung der Tatsachen, daß die Menschheit darin ein Wissen niedergelegt habe, das an Frische des Erlebens und dauernder Wahrhaftigkeit weit über alles hinausgehe, was die Wissenschaften bis jetzt begrifflich erfaßt haben (S. 21), und darin kann man ihm vielleicht folgen. Ungesunde Romantik flieht er, und selbst vom Vitalismus will er nichts wissen; er lehnt ihn als einen verhüllten Materialismus ab, wobei freilich der Rückzug auf die Fechnersche Lehre von der Gleichaltrigkeit des Organischen mit dem Anorganischen auf der Erde im Grunde nicht viel anders erscheint. Sein Grundgedanke ist nun der, daß sich in den Gebilden der Natur eine unendliche, immer wieder neue Schöpferkraft zeigt. Jedes Individuum ist eine immer neue und immer wieder unvollkommen verwirklichte Erscheinung der Idee, des Urbildes, zunächst von einer Art, also ein Symbol. Dies wird besonders S. 91 ff. schön ausgeführt. „In jedem Individuum steckt die Entelechie der ganzen Art." Es kommt also hinaus auf das alte principium individuationis, auf den Schopenhauerschen transzendenten Willen zum Dasein, der sich endlos objektiviert. Alles Vergängliche ist Gleichnis. Selbst die sogenannten Arten sind noch nichts endgültig Geschlossenes, sondern nur Abwandlungen, ja vielleicht sogar Hemmungen, d. h. Stillstände des immer gegenwärtigen Gestaltungsprinzips, der Urform. Das Kosmische, der Erdkörper ist ein Gesamtorganismus. Das Aussterben von Typen, das Gesetz des Intermittierens, die wunderbaren Erscheinungen des Lebensrhythmus und der Polarität, alles das wird von da aus verstanden und in das eine große Gesamtleben einbezogen. „Immer kommt das Andere, das Neue anderswoher" (S. 142). Entwicklungsreihen im landläufigen Sinne gibt es nicht, vielmehr nur immer neue Ansätze der ewigen Schöpferkraft der Natur. Öfters nähert sich Dacqué dabei der Formenkreislehre Kleinschmid's, ohne sie zu nennen, die meines Erachtens noch eine wesentliche Rolle in der Entwicklungslehre spielen wird. Formengleichheit ist noch nicht Verwandtschaft, sondern nur gleichmäßige Entwicklung verschiedener Linien unter einem gemeinsamen Zeittypus.

Wichtig bleibt bei Dacqué nun immer wieder der Gedanke, den zuerst Karl Snell entwickelt hat, daß im letzten Grunde der Mensch die von der Natur gewollte Urform ist, S. 167 ff., daß man eher von einer Abstammung des Tieres vom Menschen sprechen könne als umgekehrt, daß das Menschliche in vielen Beziehungen eine auffallende Ursprünglichkeit bewahrt habe, während die Tierwelt, besonders auch die Affen, einseitig spezialisiert sind. Die Tierwelt ist der auseinandergelegte und jeweils einseitig ausentwickelte Menschenstamm (S. 177). Der Mensch „strömt Tier aus" (S. 181). All diese interessanten Gedanken werden zuletzt in den gewaltigen Kapiteln von der „Dämonie der Naturentwicklung" und von der „Dämonie der Menschennatur" in eine Höhe geführt, die ebenso dichterisch wie religiös wirkt. Dabei wird auch an die herrlichen Gedanken des Paulus Römer 8 gerührt und dann S. 220 wundervoll von Jesus gesprochen. Nebenbei fallen gesunde Gedanken über die Rassehygiene, die sinnlos wird, wenn sie, die Gesetze des Geistes verkennend, auf bloße Züchtung, auf ein „Gestüt" hinausläuft. Den Ausflug ins Astrologische (S. 229 ff.) verstehe ich nicht. Er ist aber unwesentlich.

Das ganze Buch gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der neueren Naturwissenschaft, und ich halte jetzt Dacqué für einen Führer und Propheten einer neuen Zeit. Mag sich die landläufige Naturwissenschaft wehren gegen ihn und ihn ablehnen: vorüber an ihm wird sie nicht mehr können. Artur Neuberg

Deutsche Volkheit. Herausgegeben von Paul Zaunert. Bisher 63 Bände. Jena, Eugen Diederichs 1928 f. Jeder Band 2, in Leinen 2.80 M.

Deutsche Gesinnung kann nur erwachsen aus Besinnung auf deutsches Wesen in Geschichte und Mythos. Mehr denn je tut Wissen um deutsche Volkheit not. Nur der Wissende kann sich verflachender Technikkultur wie auch gröblich verzerrter Rasse- und Geschichtsauffassung erwehren. Es gilt „das Bild von der Jugend unserer Kultur selbst aufzubauen". Aus dieser Einsicht heraus hat Eugen Diederichs, führend und aufmunternd überall, wo es sich um wahrhaft deutsches Werden und Sein handelt, die Sammlung „Deutsche Volkheit" begonnen. Aus ihr liegt augenblicklich dem Verfasser vor: **Südtirol**, ein Kampf um deutsche Volkheit. Von Wilhelm Mannhardt. Ein Schriftchen voll lebendigen Mitempfindens und doch sachlicher Klarheit. Verhaltene Kraft in Aufbau und Ausdruck, gerundet nach außen (doch wohl auch nach innen) durch sorgfältig gewählte Bilder. Ein Werk, das dazu aufmuntern muß, tiefer einzudringen in diese ganze, vortreffliche Sammlung, die — ihrem Plan nach — ein wirklich umfassendes Bild deutschen Volkstums geben kann.

Um so schmerzlicher berührt es daher, Diederichs „sachliche Beschwerde an die geistige Schicht des deutschen Volkes" lesen und ihr entnehmen zu müssen, daß das Interesse und der Erfolg — auch der wirtschaftliche natürlich — nicht den aufgewendeten Bemühungen entspricht. Traurig-mahnend der Schlußsatz: „Das Weitererscheinen der Volkheit-Bände in den nächsten Jahren hängt von ihm (das ist: dem deutschen Volke) ab!" — Auch an dieser Stelle darf gesagt werden: Hier muß etwas geschehen. Gewiß: es erscheinen viele Bücher tagaus, tagein. Aber Niemand wird verlangen, es solle jemand alle sechzig Bändchen kaufen oder durchstudieren. Doch bietet der Plan reichhaltige Auswahl. Zumal zu den erschienenen sechzig an die hundert weitere sich anreihen sollen. Soll diese Sammlung — schon jetzt das Lebendig-ursprünglichste, was wir an Darstellungen deutscher Geschichte besitzen — vorzeitig abgeschlossen werden? Abgebrochen, torsohaft dastehen, wie so Vieles, was Deutsche begannen? ...

Die Maschine entreißt brutal die Seele dem Menschen. Vielleicht unser Schicksal, bis es gelingt, ihrer wieder Herr zu werden.... Die Zivilisation amerikanisch-technischer Prägung jedoch tötet langsam schleichend. Dagegen gilt es sich zu wehren. Nur Erneuerung

*) Sehr unterrichtend und fördernd ist das neueste Februar-Heft der „Tat", das ganz dem Eheproblem gewidmet ist. Kuckhoff, Diederichs sagen Wertvolles; Wertvolles bei Immermann und Unruh wird aufgezeigt. Else Hildebrandt berichtet über einschlägige Literatur; wie sie das tut, ist verdienstlich; wiederum wertvoll ihr nachdrücklicher Verweis auf Plato. (1.50 M. bei Eugen Diederichs in Jena.)

der Lebenssäfte macht den Körper widerstandskräftig. Deutsche Volkseinheit ist eine Eisenkur. ...

Deutschlands Kriegsschicksal und persönlicher Neid ließen jenen Haß gegen alles, was Judentum heißt, entstehen, der sich wissenschaftlich gebärdet. Man erinnere sich an Günthers Rassenkunde oder an den „geistchristlichen" Dinter, dessen Geist seinem Christentum ebenbürtig zu sein scheint. Auch dagegen gilt es Einspruch zu erheben. ... Deutsche Volkheit ist eine Antitoxin. ...

Nicht nur des Negativen wegen darf man es lesen. Das wäre halber Gewinn. „Deutsche Volkheit" erhebt, bereitet das Kostbarste vor: Sich-deutsch-fühlen lernen. Als Glied einer endlosen Kette, als Welle im Strom des Volkes. Diese Ausdrücke, gangbare Münze, haben nichts von ihrem Goldeswert verloren. Und dies Positive, vielleicht nicht so klar verstandesgemäß faßbar, gibt am stärksten den Ausschlag.

So also geht es um „Deutsche Volkheit". Fortbestand oder Torso? Ausbau oder Aufgeben der Möglichkeit, durch sie in deutsches Wesen einzudringen, deutsche Zukunft zu gestalten. ...

Es war Pflicht, auf die „Deutsche Volkheit" aufmerksam zu machen. Von ihr zu sprechen zu den Gebildeten unter ihren Verächtern. Oder soll man sagen, unter ihren Nichtkennern?

Walther Scheunemann

Joseph Wittig und sein Weg zur „Una sancta". Von Walther Mühlemann. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1929. 62 S. 2 Bilder. 2 M.

Ein schöneres Geburtstagsgeschenk konnte sich Joseph Wittig zum 22. Januar nicht wünschen, und für seinen Verleger muß es eine große Freude gewesen sein, als er dieses Manuskript unvermutet empfing. Noch dazu kam es aus der Schweiz, und noch dazu von einem ganz Jungen. Denn von Neusorge bis Zürich ist es weit, und für Wittig ist die Jugend wichtiger als wir Alten. So zündet der Funke oft in weiter Ferne von dem Orte, wo es brennt.

Ungemein feines Verständnis dessen, was nun der Kern des Wittigschen Glaubens und Bekennens ist, erstaunlich fast muß mon es nennen. Dazu die frische Entschlossenheit der Nachfolge. Und die Gabe, das auch zu sagen, davon zu zeugen. Besonders alle die, welche zwar im Einzelnen von Wittigs Art und Feder immer wieder angezogen sind, aber den Zusammenhang in seiner Seele noch nicht ganz begriffen haben, was ihnen doch Bedürfnis ist: besonders alle die sollen das Büchlein lesen. Martin Rade

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die Reformationsfeier in Basel — Interkonfessionelle Gottesdienste

1. Die Schweizer Kirchen stehen gegenwärtig in einer Ära von Reformationsfeiern. In diesem Jahre war Basel an der Reihe und lud nicht nur den schweizerischen Kirchenbund und die schweizerischen Kirchen zu dieser Feier ein, sondern auch Vertreter aus Baden, Württemberg und dem Elsaß. Die Feier bekam damit, auch wegen der besonderen Stellung von Basel, mehr als eine nur kantonale Bedeutung. Es mag daher hier in diesem größeren Rahmen davon gesprochen werden, obschon ein früherer Artikel (1928 Nr. 5) bei Gelegenheit der Berner Feier bereits Allgemeines über diese schweizerischen Reformationsfeiern sagte.

Diese Feiern sind doch mehr als nur Erinnerungstage. Es ist bedeutsam, was eine Kirche zu verschiedenen Zeiten aus ihrer eigenen Erinnerung heraufholt oder festhält. Basel schöpft dabei nicht nur aus seiner eigenen, im Grunde wenig bewegten und undramatischen Reformationsgeschichte, sondern aus einem weitern, auch internationalen Wurzelbereich. Denn in seinem Gebiet wirkten nicht nur die Einflüsse von Zwingli und Calvin, sondern Basel ist auch diejenige Schweizer Stadt, in der die lutherische Richtung mehr als in jeder andern Einfluß gewann. Dazu kamen die Straßburger und oberdeutschen Einflüsse. Basel ist ja überhaupt eine Dreiländerstadt, in der sich heute noch schweizerisches, deutsches und französisches Wesen leicht und freundlich begegnen.

Die Basler Feier war vor allem der Erinnerung an das Wirken Oekolampads gewidmet, der von Weinsberg in die Schweiz gekommen (Weinsberg sandte durch seinen Stadtschultheiß ein Triptychon) die rechte Hand Zwinglis wurde. In der Fakultätsfeier stellten die Professoren Stähelin von Basel, Walther Köhler von Zürich, Strohl von Straßburg, Choisy von Genf, Hadorn von Bern die historischen Beziehungen ihrer Reformationszentren zu Basel dar. Stähelin gab dabei eine lebendige Darstellung der Geschichte der Basler theologischen Fakultät. Hadorn betonte die Bedeutung Basels für den schweizerischen Protestantismus. Sie bestand darin, daß Basel die Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz bildete und zum Einfallstor für die lutherischen Schriften wurde *).

Der Austausch von Gelehrten, der zur Reformationszeit mit der Einwanderung von Erasmus, Capito, Oekolampad u. A. begann, gehört seit 400 Jahren zu den fruchtbarsten Verbindungen zwischen den beiden Ländern der Reformation, Deutschland und der Schweiz. Gerade Basel war für unzählige deutsche Theologen ein erstes Tätigkeitsfeld bis zu ihrer Heimberufung nach Deutschland. Deutschland hat schon aus sprachlichen Gründen keinem andern Lande gegenüber, außer vielleicht Österreich, diese Freizügigkeit, wodurch jeder Arbeit sofort eine starke Resonanz hüben und drüben des Rheines gesichert wird. Als Walther Köhler seine Rede über „Zwingli und Basel" hielt, kam es uns schmerzlich zum Bewußtsein, was die protestantische Schweiz mit dem Wegzug dieses ausgezeichneten Gelehrten verliert, der, wie es wohl keinem Ausländer bisher möglich war, sich in die Geistesarbeit und das Wesen der Zwinglischen Reformation eingearbeitet hat. Wir danken es ihm, wenn wir dieses Jahr die Marburger Jubiläumsfeier mitfeiern können, in der Einsicht, daß an jenem Riß nicht nur die Heftigkeit des Temperaments von Luther beteiligt war, sondern auch konfessionspolitische Erwägungen der Schweizer. Die protestantische Schweiz dankt diesem deutschen Professor eine wesentliche Vertiefung der Kenntnis ihrer eigenen Reformationsgeschichte.

Eine Ausstellung wichtiger Drucke führte den Besuchern anschaulich vor Augen, daß Basel ein wichtigster Druckort der Reformationsschriften gewesen ist. Hier gab Erasmus das Neue Testament heraus und Calvin ließ hier seine Institutio drucken. Hier löste sich endgültig der Humanismus von der Reformation, als Erasmus sich von der neuen Bewegung abwandte und von Basel wegzog. Man hat manchmal den Eindruck, daß trotzdem den Baslern ein Tropfen seines Geistes geblieben sei. Hier wird vornehme Zurückhaltung, hohe Kultur des Geistes und der Form, Witz und Spott geschätzt, wie dies alles schon der Rotterdamer besaß. Jedenfalls hat Jakob Burckhardt davon mehr besessen, als vom Geiste der Reformation. Basel hat mehr als jede andere Schweizerstadt den Charakter einer humanistischen „Polis" behalten, deren Stadtkultur noch stärker durch die humanistische und reformatorische Gesinnung, als durch einen kräftigen politischen Willen wie bei Bern bestimmt wurde. Hier wird daher auch die Vergangenheit mit einer solchen zähen Liebe bewahrt, daß der Gegensatz der theologischen Richtungen wohl in keiner andern Schweizerstadt lebendiger erhalten blieb, nicht immer zur Förderung des kirchlichen Lebens.

Etwas von der inneren Verbindung zwischen reformatorischem und humanistischem Geist, die für Basel charakteristisch ist, war auch in der künstlerischen Form der Reformationsfeier fühlbar. Wie herrlich ist schon das Münster, eines der wenigen, das im Besitze der Reformation blieb! Dazu die klassische Musik, wie man sie schöner nirgends in der Schweiz hören kann.

Die Basler Reformationsfeier brachte aber auch in einer bedeutsamen Weise zum Ausdruck, daß die Kirche heute weiter geworden ist, und daß heute wieder Tätigkeiten zu ihr gerechnet werden, die sich selbständig entwickelt haben, wie die Mission. So feierte die Basler Mission mit. Ihr Präsident, Pfarrer D. Burckhardt, nannte die evangelische Mission ein Kind der Reformationskirche, vielleicht etwas spät geboren, aber zu der Zeit, da Gottes Stunde geschlagen hat. Die Basler Mission ist dadurch merkwürdig, daß in ihr lutherisches und reformiertes Bekenntnis sich zur friedlichen Arbeit zusammenfinden. Sie hat also nicht nur internationalen, sondern auch interkonfessionellen Charakter. Sie wird bekanntlich stark von dem lutherischen Württemberg getragen, wie denn auch Tübingen vertreten war. Wir freuen uns dieses Stückes einer Jahrhunderte alten Arbeitsgemeinschaft zwischen Luthertum und reformierter Welt, ebenso sehr wie der geistigen Gemeinschaft zwischen deutschem und schweizerischem evangelischem Wesen, die sich in der Basler Mission kundgibt. Diese internationale Arbeitsgemeinschaft ist überhaupt für die schweizerische Mission, mit Ausnahme der Mission romande charakteristisch. So auch für den Allgemeinen Protestantischen Missionsverein. Ja man könnte sogar die Pariser Mission, die stark durch schweizerische Arbeit und schweizerische Missionare getragen ist, wegen dieser lebendigen Mitwirkung der Schweiz fast ebenso eine französisch-schweizerische Mission heißen.

Wie die äußere, so ließ sich auch die Innere Mission an der Basler Reformationsfeier vertreten. Der schweizerische evangelische Kirchenbund hat an diesem engeren Anschluß freier religiöser Tätigkeit an die Kirche einen hervorragenden Anteil. Nicht nur bildete er einen schweizerischen Missionsausschuß, in dem sich endlich deutsche und welsche, konservative und liberale Kirchenmänner mit Vertretern freier Missionsgesellschaften zusammenfinden, sondern auch einen schweizerischen evangelischen Pressedienst und einen schweizerischen Verband für innere Mission und Liebestätigkeit, der durch Pfarrer Köchlin präsidiert wird. Die Kirche hat damit wieder die Brücke geschlagen zu ihren Außenposten und fliegenden freien Truppen, die auch außerhalb der kirchlichen Schranken das Werk der Kirche treiben. So sprach Eberhard Vischer für den Protestantischen Kirchlichen Hilfsverein, der den schweizerischen Gustav Adolf-Verein darstellt. Die schweizerische Diaspora, für die er sorgt, findet sich vor allem in der innern und tessinischen Schweiz. Die konfessionellen Verhältnisse haben sich bei der modernen Freizügigkeit in der Schweiz stark verschoben. Ursprünglich ganz katholische Orte, wie Luzern, Freiburg, Solothurn besitzen heute starke katholische Minoritäten, ja Solothurn ist eine in der Mehrzahl reformierte Stadt geworden. Umgekehrt finden sich, gerade in den Reformationsstädten, bedeutende katholische Gemeinden, — vor dem Kriege geschah es, daß sogar in Genf eine Zeitlang die Mehrzahl der Einwohner katholisch war.

*) Die Ehrenpromotionen am Schluß der fälligen Chronik Sp. 195. D Ö

Die bisherigen schweizerischen Reformationsfeiern in Zürich und Bern fanden inmitten eines noch ungebrochenen Staatskirchentums statt. In Basel wurde die Reformationsfeier auf einem freikirchlichen Boden begangen. Basel hat vielleicht die idealste Lösung für das Problem „Kirche und Staat" gefunden. Sie wurde hier nicht feindselig durchgeführt, wie in Frankreich, nicht mit einer gewissen neutralen Gleichgültigkeit, wie in Genf, sondern mit freundlichem Interesse des Staates an der Kirche, die dann aus dem staatlichen Verbande ausschied, ohne die sympathische Fühlung zu verlieren. Das Freikirchentum Basels hinderte denn auch die Regierung nicht, sich durch Regierungsrat Imhof vertreten zu lassen, der von der Münsterkanzel herab der Kirche dankte für die Dienste, die sie dem Staate leiste.

Das separatistische Freikirchentum nahm ebenfalls freiwillig an der Basler Reformationsfeier teil und anerkannte, daß es auch sein Dasein der Reformation verdanke. Dieses Freikirchentum steht heute in der Schweiz in einem im Allgemeinen nicht unfreundlichen Verhältnis zu unserem Landes- und Volkskirchentum. Die Methodisten, unter der Führung ihres verehrten Bischofs D. Nuelsen, sind in den Kirchenbund eingetreten. Nach Zeiten früherer Spannung läßt man heute auch die kleinen separatistischen oder freikirchlichen Kreise ruhig gewähren und beklagt höchstens, daß sich dort noch nicht mehr Verständnis regt für den tiefern und weitern Kirchenbegriff, der sich heute bildet. Das europäische Freikirchentum, wie es namentlich von Amerika her als ein Missionskirchentum gefördert wird, bedeutet gegenwärtig für die europäischen Landes- und Volkskirchen Frage und Problem. Gewiß sind viele Brücken hinüber und herüber geschlagen worden, aber man geht vielfach noch nicht darauf. Es wäre der Mühe wert, an einer besondern Konferenz zwischen Landeskirchen und Freikirchen einmal über die Möglichkeit des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens in den historischen Grenzen unserer alten Reformationskirchen ernstlich zu beraten.

In St. Martin, der Kirche Oekolampads, und im herrlichen, orgeldurchbrausten Münster schilderten Prof. Vischer, Prof. Handmann und Pfarrer Gauß den Werdegang und die Bedeutung der Basler Reformation, die schließlich von der Bürgerschaft dem Rate abgezwungen wurde. Eine populäre Erinnerungsschrift von Prof. Stähelin, dem Darsteller von Oekolampads Leben und Werk, sucht die historischen Vorgänge für das Volk über die Feier des Tages heraus festzuhalten. Dem Dichter Stickelberger verdankte man ein besonderes Festspiel*).

Die Basler Reformationsfeier hat den Zusammenhang des schweizerischen Protestantismus, wie er im schweizerischen evangelischen Kirchenbund besteht, aufs neue gestärkt und gezeigt, wie Basel neben Genf ein wichtiges Tor zum evangelischen Ausland war und heute noch ist.

2. Interkonfessionelle Gottesdienste fanden bisher meistens statt bei großen internationalen Konferenzen.

Die Idee von Stockholm und Lausanne muß aber auch auf lokalem Boden aufgenommen werden von den einzelnen Gemeinden, wenn die Bewegung in die Tiefe und in die Breite gehen soll. Es gibt zwei Dinge, wo ein solcher Zusammenhang zwischen verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften verhältnismäßig leicht herzustellen ist. Der eine Punkt ist die gemeinsame praktische Aufgabe auf lokalem Boden, der gemeinsame Kampf gegen soziale Not, wie z. B. für die Aufrechthaltung des Sonntags oder für die Durchführung sozial wohltätiger Gesetze. Hier können verschiedenartige kirchliche Gemeinschaften zusammenstehen, auch örtlich, und in eine praktische Arbeitsgemeinschaft eintreten. Daneben zeigt sich aber immer mehr der verbindende Wert des Kultischen. Im gemeinsamen Gottesdienst hat die intellektuelle und dogmatische Differenzierung fast keinen Raum. Das gemeinsame Gebet und der gemeinsame Gesang stellt Alle in gleicher und verbindender Weise vor den ewigen Gott. Wir haben auch im „Unser Vater" und in den Kernliedern der Reformation einen Schatz von Symbolen der Gemeinschaft im innersten religiösen Leben, die Allen zugänalich sind.

In der Schweiz wurden solche interkonfessionelle Gottesdienste bisher in Zürich und Genf in das religiöse Leben einer lokalen, aber verschiedenartigen Kirchengemeinschaft eingeführt. Am 20. Januar fand in der Kathedrale St. Pierre in Genf, der Kirche Calvins, ein solcher Gottesdienst statt, an dem sich alle Kirchengemeinschaften, mit Ausnahme der römischen, beteiligten. Der reformierte Pfarrer de Saussure vertrat den reformierten Protestantismus und die Landeskirche. Der altkatholische Pfarrer Chretien hielt die Predigt, in der er Christus kräftig in den Mittelpunkt stellte. Der anglikanische Pfarrer Mc Tready übernahm die Schriftverlesung. Der lutherische deutsche Pfarrer Fiedler und der russisch-orthodoxe Erzpriester Orloff hielten das Gebet. Ein herrlicher russischer Chor mit seinen profunden Bässen sang das „Unser Vater", und zum Schluß brauste Luthers großer Reformationschoral hinreißend durch das mächtige Münster, das bis zum letzten Platz gefüllt war. Die Feier hinterließ einen nachhaltigen Eindruck auf die kirchliche Bevölkerung Genfs.

Genf Adolf Keller

*) Ein neues Festspiel geht uns soeben zu: Der Leuchter. Von Rudolf Schwarz. Verlag Heinrich Majer, Basel. 32 S. Aber Basler Dütsch! D H

Wöchentliche Chronik

Zusammenschluß der Landeskirchen Hessen, Hessen-Kassel, Nassau, Frankfurt, Waldeck. Prälat D. Diehl im Hessischen Landeskirchentag (Darmstadt): Die Zahl der Evangelischen beträgt in Hessen-Kassel 912 000, in Hessen-Darmstadt 886 000, in Nassau 490 000, in Waldeck 67 000 und in Frankfurt 220 000, zusammen rund 2,5 Millionen. Die neue Kirche käme an die dritte Stelle in den deutschen Kirchen, da größer als sie nur die altpreußische mit 20 Millionen und die sächsische mit 4 Millionen wären. Sie würde kein Konglomerat, sondern ein Organismus werden. 60 v. H. aller Pfarrorte (von Frankfurt abgesehen) haben eine althessische Vergangenheit (hessen-kasselisch oder hessen-darmstädtisch), nämlich in Hessen-Kassel 400 (von 420), in Hessen-Darmstadt 200 (von 430), in Nassau 100 (von 250). Diese 60 v. H. der Pfarrorte umfaßten 1,5 Millionen Evangelische, also 60 v. H. der 2,5 Millionen einschließlich Frankfurts. Die Gesamtzahl der Pfarrorte beträgt ausschließlich Frankfurt 1150. Frankfurt hat 20 Parochien mit 43 Pfarrern. In Waldeck kommt auf 1400, in Kassel auf 1900, in Nassau auf 1950, in Darmstadt auf 2000 und in Frankfurt auf 5000 Seelen eine Pfarrstelle. — Es werden gebildet ein Landeskirchentag, eine Kirchenregierung und ein Landeskirchenamt. Sitz der Behörde ist Frankfurt. Es bleiben die Sprengel: Kassel. Marburg, Hanau, Gießen, Darmstadt, Mainz. Zu ihnen kommen zwei Sprengel in Nassau und der Sprengel Frankfurt. Es bleiben die Dekanate und Kirchenkreise in Kassel 8, Marburg 8, Hanau (unter Ausschaltung von Bockenheim) 9, Gießen 10, Darmstadt 8, Mainz 5. Von Wiesbaden gehen Biedenkopf und Gladenbach an Marburg ab. Waldeck kommt zu Kassel. Die übrigen 18 Nassauer Dekanate werden unter die zwei Landespfarrer zu je 9 verteilt. Alle Kreispfarrer und Dekane, sowie alle Landespfarrer und Superintendenten bleiben im Amt. Für Nassau werden zwei Landespfarrer, für Frankfurt ein Landespfarrer bestellt. Alle Parlamentsmitglieder der Kirchenregierung treten zurück. — Die Predigerseminare werden zu einem vereinigt. — Die „Evangelische Kirche in Hessen, Hessen-Nassau, Frankfurt und Waldeck" umfaßt alle lutherischen, reformierten und unierten Kirchengemeinden, unbeschadet des Bekenntnisstandes der Einzelgemeinde. — Es handle sich um Vorschläge. Am 20. Februar werde die sogenannte Marburger Konferenz weiter darüber verhandeln.

Hofprediger Vogel aus Potsdam hat in Doorn die Kaiser-Geburtstagspredigt gehalten, dabei den Kaiser mit Christus verglichen, dem ebenfalls Unrecht geschehen sei, und erklärt: „Man könne des deutschen Volkes nur in tiefster Wehmut gedenken, dieses Volkes, das äußerlich schwer versklavt und verschuldet ist und das innerlich zur Zeit versklavt und entseelt werde und das — was das Traurigste sei — Sklave sein will." VZ 26

Bei der Kaiser-Geburtstagsfeier der „Aufrechten" berichtete Hofprediger Richter-Reichhelm von dem Gottesdienst, den er in Doorn in Anwesenheit der Abordnungen der alten Armee und Flotte gehalten habe, und sagte daran anknüpfend: Wir wären mobil und ständen mitten im Kampfe gegen moralische Feinde ebenso wie gegen die Entente. Generalsuperintendent Karow hat dem Hofprediger Richter, als er von dessen Mitwirkung bei der Feier hörte, in einer mündlichen Unterredung den dringenden Wunsch ausgesprochen, es möge für eine objektiv streng sachliche Berichterstattung in der Presse gesorgt werden. Rb. 21. 22

Pfarrer Hans Krieger von Eschefelde bei Coburg hat in einem Schreiben an den wegen Fememordes verurteilten Oberleutnant Schultz geschrieben, die Republik sei auf Lüge, Meineid und Hochverrat aufgebaut; dem Brief war der Leitvers vorgesetzt: „Die Helden ins Loch, die Schieber auf den Thron, das ist in Neu-Deutschland die Staatsraison." Er wurde wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. VZ 24

Im vorigen Jahre wurden für rund 15 000 Evangelische durch Vermittlung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses Schiffsgottesdienste veranstaltet. D Pfbl. 4

Der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats Kapler hat der Fürstbischöflichen Delegatur in Berlin sein Beileid zum Tode des Weihbischofs Deitmer ausgesprochen.

Die durchschnittliche Lebensdauer in Deutschland hat sich von 1871 bis 1926 von 35,58 auf 55,97 Jahre gehoben.

Die Zahl der Geschlechtskranken in Deutschland betrug bei der Zählung von 1919, an der sich 60 Prozent der Ärzte beteiligten, 33 452; 1927 bei Beteiligung von 95 Prozent 26 288.

Professor D. Siegmund-Schultze hat wegen Arbeitsüberlastung das Sekretariat der deutschen Vereinigung des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen niedergelegt; sein Nachfolger ist Pfarrer Jordan in Wachow (Westhavelland). Siegmund-Schultze führt das Amt als internationaler Sekretär des Weltbundes weiter. Der Vorsitzende der deutschen Vereinigung D. Spiecker hat gleichfalls niedergelegt.

Am 5. Januar ist in Eisenach der Positive Verband für Bibel und Bekenntnis begründet worden, der „für die Geltung des biblischen Evangeliums und des kirchlichen Bekenntnisses im Gesamtleben der deutschen evangelischen Kirchen

innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Körperschaften" eintreten will. Vorsitzender D. Philipps in Berlin, Stellvertreter Stiftsprediger Otto in Eisenach, Schriftführer Pfarrer Hermann in Karlsruhe und Pastor Bunke in Berlin (zugleich Schatzmeister), weitere Vorstandsmitglieder Geh. Konsistorialrat Bock in Spören, Pfarrer D. Laible in Leipzig, Pfarrer Neuser in Siegen, Kreishauptmann i. R. von Nostiz-Wallwitz in Schweikershain, Pfarrer Wien in Heuchelheim (Pfalz).

„Wir sind oft mit unserem Suchen nach „Gläubigen" auf einer falschen Fährte. Jesus hat sich unter die Zöllner und Sünder gesetzt und ist ihnen so zum Segen geworden, wir dagegen wollen gläubige Kreise heranziehen, um möglichst warm und mollig unter ihnen zu sitzen. Aber auch Gläubige sind noch Menschen von Fleisch und Blut; daher gehören Enttäuschungen nicht zu den Seltenheiten. Weltkinder haben sich in äußeren Dingen oft edler benommen, als manche Gotteskinder es taten." LZ 3

Der preußische Haushaltsplan enthält an Besoldungen und Zuschüssen an die Kirche 1 355 150, darunter für Pfarrerbesoldung 950 000, Bedürfniszuschüsse 50 339 000, 8 266 700 mehr als 1928.

Der Deutsche evangelische Missionsausschuß veröffentlicht folgende Erklärung über Dr. Baronigian: „In seiner Schrift ‚Am Ziel' erhebt Dr. med. A. S. Baronigian, der ‚Missionsdirektor' des armenischen Hilfskomitees E. V. in Lößnitzgrund, gegen die evangelische Mission im Allgemeinen, gegen die deutschen Missionskreise und gegen zwei deutsche Missionsgesellschaften im Besonderen in so taktloser Weise und in so stark von Selbstlob getragenen Ausführungen Anklagen und Vorwürfe, daß wir diese Schrift mit Entrüstung zurückweisen müssen. Bereits bei einer vorläufigen Prüfung stellen sich viele dieser Anklagen als unhaltbar und der Wahrheit widersprechend heraus. Um aber dem in dieser Schrift offenbar werdenden Zwiespalt im Missionsleben Deutschlands an unserem Teil ein Ende machen zu helfen, erklären wir uns trotz Alledem erneut bereit, in eine Untersuchung dieser Fragen einzutreten, und haben unsern Vorsitzenden beauftragt, die beteiligten Missionen zu einer Aussprache zusammenzurufen."

Die Internationale religionspsychologische Gesellschaft, Präsident Professor Beth-Wien 7, Zitterhofergasse 8, hat ein Preisausschreiben: „Die psychischen Gründe der Verwerfung des persönlichen Gottes" erlassen. Preis 500 Mark.

Das Hallesche Schöffengericht hat einen Redakteur des „Klassenkampf", der die Kirche eine Verdummungsanstalt genannt hat, mit 60 Mark Geldstrafe belegt.

In Halle ist ein Verein „Sprachenkonvikt an der Universität Halle-Wittenberg" begründet worden, der ein Konvikt für Studenten, die sich Nachprüfungen im Griechischen und Hebräischen unterziehen müssen, errichten will. Ein in den Franckeschen Stiftungen gelegenes Gebäude ist gemietet und wird am 1. April überlassen werden, so daß das Konvikt zu Beginn des Sommersemesters eröffnet wird.

Der Hessische Landtag hat das Gesetz über das Besteuerungsrecht der Religionskörperschaften vom 14. Dezember 1928 einer Neuregelung unterzogen. Als Grundlage für die Heranziehung zu den Kirchensteuern dient zunächst die Einkommensteuer, daneben soll im Bedarfsfall die Vermögens-, Grund- und Gewerbesteuer treten. Die Religionsgemeindesteuer kann bei besonderen Verhältnissen auch nach Klassen festgestellt werden. Von den Mitgliedern der Religionsgesellschaften, die keine der genannten Steuern zu tragen haben, kann eine Kopfsteuer erhoben werden. Bei Mischehen hat jeder Ehegatte die auf ihn entfallende Kirchensteuer zu entrichten. FZ 55

Der Anteil der Evangelischen in Frankfurt a. M. an der Gesamtbevölkerung ist von 1900 bis 1925 von 60,8 auf 59,42, der Juden von 7,7 auf 6,28 gesunken, der Katholiken von 30,6 auf 31,14 und der Sonstigen von 0,1 auf 2,87 Prozent gestiegen. Die Trauungen evangelischer Paare sind von 1906 bis 1926 von 86,05 auf 73,08, in Mischehen von 92,52 auf 76,17, der Taufen aus evangelischen Ehen von 93,27 auf 88,08, von unehelichen Kindern von 72,49 auf 59,08, aus Mischehen von 115,5 auf 112,03 gesunken; die Beerdigungen von 67,7 auf 83,46 und der Abendmahlsgäste von 13 auf 16,9 Prozent gestiegen. Die Anzahl der Übertritte von Evangelischen zur Israelitischen Gemeinde geht in einer Reihe von Jahren über die Zahl der Eintritte von Juden in die Evangelische Kirche hinaus: es handelt sich in beiden Fällen um geringfügige Zahlen. Von je 100 evangelischen Schülern besuchten 68 die Volks-, 11 die Mittel-, 21 eine höhere Schule; bei den Katholiken 73, 9 und 18; den Juden 37,5, 1 und 61,5. Gmde 3

Im Chinainstitut in Frankfurt a. M. ist eine Geschäftsstelle des buddhistischen Weltinstituts eingerichtet worden, in der Tat Hsüi („Wiedererwecker des Buddhismus in China") den chinesischen Buddhismus behandelt. EvMmag 1

Die evangelische Kirchenleitung Württembergs hat ein Ausschreiben erlassen, in dem sie die Kirchengemeinden auf die Aufgabe der Kirche gegenüber der Jugend hinweist, und tritt im Amtsblatt bei Bekanntgabe des Gesetzes über die geschützten Tage und die allgemeinen bürgerlichen Feiertage wie der Verordnung des Staatsministeriums über den polizeilichen Schutz der Sonn-, Fest- und Feiertage für die Heiligung des Sonntags ein.

Der Vorstand der kirchlich-positiven Vereinigung in Baden erhebt in einem Telegramm an den Minister die Forderung, daß der neuzubesetzende systematische Lehrstuhl in Heidelberg durch einen Dozenten positiver Richtung besetzt wird. Heidelberg hat zwei systematische Lehrstühle, von denen der eine durch den positiven Professor Fetke besetzt ist, der andere war immer liberal besetzt: Troeltsch, Wobbermin, Lüttge. VZ 25

Neben dem „Freidenker", dem offiziellen Blatt des „Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung", erscheint jetzt ein Organ der Opposition in diesem Verbande (Kommunisten) „Der Gottlose", Redaktion und Verlag „Der Gottlose" (Otto Pariser, Berlin W 30, Heilbronner Straße 27). Der Vorstand des Verbandes hat daraufhin beschlossen, diejenigen Genossen, die an derartigen Blättern mitarbeiten oder sie verbreiten, sowie Funktionäre, die diesen Vertrieb in den Versammlungen dulden, aus dem Verbande auszuschließen. DEK (Freidenker 1)

Der Volksbildungsverein von Berlin-Wedding hat am Bußtag im Berliner Krematorium in der Gerichtsstraße eine „Flammenmesse" aufgeführt, die die Nüchternheit der Freidenkerbestattungen beseitigen und bei Bestattungen höherer Persönlichkeiten zur Aufführung gelangen soll.

In Deutsch-Österreich ist jeder fünfte Pfarrer Mitglied des Bundes enthaltsamer Pfarrer, in Kärnten zwei Fünftel der Geistlichkeit.

Der Bischof von Lüttich hat dem Dechanten und Ehrendomherrn von Eupen, Loechte, der an erster Stelle den Aufruf der kürzlich gegründeten autonomistischen Christlichen Volkspartei unterzeichnet hatte, verboten, sich weiterhin politisch zu betätigen und forderte ihn auf, sich in einer öffentlichen Erklärung von der Volkspartei loszusagen. VZ 25

Die Notiz in Nr. 2 auf Sp. 102 über das Paulinum in Posen muß heißen: Der Landesverband für Innere Mission hat das Paulinum in Posen von dem polnischen evangelischen Verein für ein Mehrfaches des damaligen Liquidationserlöses zurückerworben.

Der Kattowitzer Bischof Lisiecki hat auf Veranlassung der Wojwodschaft den deutschen Pfarrer Buschmann seiner Pfarrstelle in Bielschowitz enthoben. VZ 23

Bischof Ruch in Straßburg wird nach den Elsaß-lothringischen Mitteilungen 1928, 52 wegen seiner Verquickung von Katholizismus und politischer Propaganda bei Firmungsreisen oft nicht mehr feierlich eingeholt, die Dörfer werden nicht mehr geschmückt und die Firmlinge erscheinen zur Heiligen Handlung ohne Begleitung.

In Elsaß-Lothringen hält sich die deutsche Sprache im Gottesdienst und kirchlichen Unterricht; nur vereinzelt wird in Stadtgemeinden in Lied, Gebet, Unterricht und Predigt die französische Sprache verwendet. Der Pfarrermangel ist groß; die vom Evangelischen Volksbund unternommenen Schritte gegen das Verbot der französischen Regierung, deutsch predigende Theologen aus der Schweiz anzustellen, scheinen wirkungslos zu bleiben.

Die höheren deutschen Schulen in Rußland sind gezwungen worden, die Winter- und Frühlingsferien so anzuberaumen, daß sie mit Weihnachten und Ostern nicht mehr zusammentreffen; außerdem haben einige höhere Schulen seit Herbst 1928 den freien Tag in der Woche vom Sonntag auf einen Werktag verlegt, wodurch ein Kirchenbesuch unmöglich gemacht worden ist. REWB 1

Kalenderwirrwarr in Südslavien (und anderswo). Belgrad hat unsern bürgerlichen Kalender angenommen, aber daneben lebt der alte kirchliche, neben dem Gregorianischen der Julianische. Fortgeschrittene wenden sich dem astronomischen Kalender des Mathematikers Milankowitsch zu, den er 1923 auf dem Kongreß der orthodoxen Kirche in Konstantinopel erläutert hat. — Die Patriarchate von Konstantinopel, Alexandria und Bukarest haben den Gregorianischen angenommen, der russische Patriarch noch nicht. FZ 103

Der allindische Kongreß hat sich für ein Alkoholverbot ausgesprochen.

In Bombay verbreitete sich das Gerücht, Angehörige des muhammedanischen Pathanstammes hätten Hindukinder geraubt, um sie in die Fundamente einer neuen Brücke einzumauern. Ähnliche Unruhen in Colombo. Laut „Daily Telegroph" einer der schlimmsten Ausbrüche, seit vor zwei Jahren der alte Streit zwischen Muhammedanern und Hindus wieder auflebte.

Ein japanisches Gericht hat entschieden: Eine Konkubine zu nehmen ist gegen die Sittlichkeit und auch gegen das Gesetz, denn die Einehe ist die gesetzlich anerkannte Form der Ehe.

In einem der größten Hotels Newyorks, dem Biltmore Hotel, befindet sich seit kurzem eine Kapelle, dem „Unendlichen" geweiht. Auf alle konfessionellen Unterschiede ist verzichtet, bis auf den Spruch: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." ChrCent 51

Bremer kirchliche Monatshefte. Neue Folge des Bremer Kirchenblattes. 1.—63. Jahrgang! Schriftleiter Pastor Karl Refer. Bezugspreis vierteljährlich 1.50 M. — Die erste Nummer der veränderten Zeitschrift enthält Aufsätze von Gusta Knittermeyer, Friedrich Gogarten u. A. über das Eheproblem. —

Seit Oktober erscheint: Bremer Kirchenzeitung. Herausgegeben im Auftrage des Bremischen Evangelischen Kirchenausschusses von den Pastoren D. Hertwich, Leonhard, Urban. Kostenfrei an 62 000 evangelische Haushaltungen.

Von Personen. Lehraufträge: Lic. Erich Fascher in Marburg für hebräische Sprache, Lic. Dr. Adolf Faut in Stuttgart für Philosophie. Berufen: der a. o. Professor in Heidelberg, Lic. Theodor Odenwald, zum Ordinarius für Systematik ebenda, Professor Bruhn-Kiel nach Dortmund, Oberstudiendirektor Friedrich-Kassel nach Elbing. Oberstudiendirektor Münch daselbst für Hannover, Professor Körber-Frankfurt nach Erfurt, Professor Weidel-Elbing nach Breslau als Leiter der dortigen Pädagogischen Akademie; Pfarrer de Haas-Bischmisheim zum Bundeswart des BdF, Wohnsitz Göttingen. Promoviert zu DD. von Basel die Professoren Paul Humbert in Neuenburg, Auguste Gampert in Genf, Friedrich Schumann in Tübingen, die Pfarrer Ernst Staehelin in Basel, Paul Eppler in Zürich, Ernst Marti in Großaffoltern, Albert Kuntz, Präsident der Synodalkommission der reformierten Kirche in Straßburg, Elie Gounelle in St.-Etienne; zum D. von Zürich Pfarrer Privatdozent Lic. Rudolf Liechtenhan in Basel; zum D. von Heidelberg Pfarrer Alphons Koechlin in Basel; zum D. von Leipzig der Direktor des Evangelisch-lutherischen Zentralvereins für Judenmission Otto von Harling in Leipzig. Gestorben: der Begründer des Treuga-Dei-Bundes Pfarrer Johann La Roche in Potsdam; Weihbischof Joseph Deitmer in Berlin; Professor D. Johannes Ording in Oslo. E St

Verschiedenes

Die evangelische Kirche und der Völkerbund

Am 23. Januar sprach in Berlin im Rahmen einer Sondervorlesungsreihe der „Deutschen Hochschule für Politik" der Generalsuperintendent der Kurmark, D. Dibelius, zum Thema „Die evangelische Kirche und der Völkerbund".

Ausgehend von der Tatsache, daß im vorrevolutionären Deutschland die evangelische Kirche und der Staat in engster Verbindung gestanden haben, und daß seit 1918 die evangelische Kirche ganz auf sich selbst gestellt ist, heischte der Redner Anerkennung für die Schwierigkeit der veränderten Lage, aus welcher der Kirche ganz neue Aufgaben erwachsen, auf die sie sich nur ganz langsam einzustellen vermag. Hieraus erklärte es sich, daß die offizielle Kirchenvertretung in den ersten Nachkriegsjahren dem Völkerbund und der Friedensfrage gegenüber eine indifferente, wenn nicht ablehnende Stellung eingenommen habe. Seit dem 10. September 1926, dem Tage des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund, habe sich dies aber grundlegend geändert — nicht weil die Kirche im Schlepptau der Staatspolitik noch weiterhin segeln will, sondern weil die Änderung der politischen Konstellation die Kirche aller weiteren Diskussionen enthoben hat. Die Kirche nähme im ganzen eine sehr freundliche Stellung zum Völkerbund ein, zumal sie an bestimmten Arbeitsaufgaben und Abteilungen des Völkerbundes auf das engste interessiert sei (z. B. an der Minderheitenfrage, an der Abteilung „Geistige Zusammenarbeit", am sozialethischen Institut in Zürich). Hinzu kämen Prestigegründe, die die evangelische Kirche nicht hinter der katholischen in Fragen von internationaler Bedeutung zurückstehen lassen dürften.

Zum grundsätzlichen Problem bemerkte der Redner etwa dies: Den Völkerbund bejahen, heiße nicht ohne Weiteres, die landläufigen Auffassungen des Pazifismus bejahen. Mit Luther müsse aber die Kirche den Krieg genau so zu den schweren Übeln rechnen wie Seuche und Pestilenz. Darum lägen alle Versuche und Bestrebungen, den Krieg auszuschalten, also auch die Völkerbundspolitik — trotz der notwendigen rationalistischen Skepsis — auf der Linie evangelischer Kirchenpolitik, wenngleich diese auch weiß, daß selbst „ein Kriegsmann im Stande der Seligkeit sein" könne. Höchst symptomatisch und bedeutsam dürften aber die folgenden, vom Redner ziemlich wörtlich gebrauchten Sätze sein:

„Grundsätzlich besteht kein Gesichtspunkt mehr, daß sich der Krieg durch gemeinsame Bürgschaft von Vielen nicht zurückdrängen oder selbst überwinden ließe. ... Auch ist es nicht wahr, daß die evangelischen Pastoren ‚Stahlhelmpastoren' wären. ... Jede Bemühung, die den Frieden fördert, wird die evangelische Kirche wirksam unterstützen. Im übrigen könnte es sehr wohl einmal möglich sein, daß die evangelische Kirche, wenn die Völkerbundsstimmung in Deutschland infolge fortgesetzter Enttäuschungen ganz umschlagen sollte, sich dann als einzige Trägerin des Völkerbundsgedankens um ihrer sittlichen Ziele willen einsetzen wird." —

Vor wenigen Jahren noch hat man solche Reden von verantwortlicher Stelle aus noch nicht hören können, und diese neue Umstellung sei darum mit freudiger Genugtuung begrüßt. Befremdend war nur die Art der Argumentation, die sich auf rein zweckmäßige Prestigegründe und allgemein sittliche Erwägungen stützte. Man hatte weit eher den Eindruck, daß einer der obersten Repräsentanten der evangelischen Kirche sich mit der üblichen Verspätung auf den bekannten „Boden der Tatsachen" gestellt hat, als daß diese Stellungnahme aus tiefsten Glaubenskräften heraus im Bewußtsein einer zu erfüllenden Mission erfolgt ist. — Aber es soll ganz gewiß nicht gering angeschlagen werden, daß der Generalsuperintendent der Kurmark sich in aller Klarheit öffentlich zu Frieden und Völkerbund bekannt hat.

Nachzutragen wäre noch, daß der Abend ausging von der „Zentralstelle für studentische Völkerbundsarbeit in Deutschland".

Hans Joachim Schoeps

Man kann diese Haltung des D. Dibelius ihm nur hoch anrechnen. Denn es ist Gefahr, daß die Welt den Krieg ächtet (vgl. Stresemanns jüngste Reichstagsrede), die Kirche (bezw. die Theologen) ihn hegt. Das Deutsche Pfarrerblatt bringt einen Aufsatz durch drei Nummern hindurch, ohne Zweifel mit dem ganzen Beifall der Redaktion, der den „wissenschaftlichen" Pazifismus tapfer bekämpft und zum „religiösen" in den Schlußthesen sagt: „Dem religiösen Pazifismus, der seine Wurzeln und Überzeugungen bis in die Tiefen des Evangeliums erstreckt [das gibt es also?], dürfen wir nicht schroff und abweisend gegenübertreten [es ist alles Mögliche!]. ... Die evangelische Kirche darf auf der Kanzel keine Kriegspolitik im eigentlichen Sinne treiben [es ist alles Möglich!]." Offenbar also Kriegspolitik im uneigentlichen Sinne darf sie treiben. Was alles muß dieser Freibrief decken! Ein ehrwürdiger Dekan im Nassauischen schreibt in einer Kaiserbroschüre: „Jesus allein ist der wahre Friedensfürst. Alles, was unter dem Namen Pazifismus zusammengefaßt wird, ist Betrug und Vaterlandsverrat." Das heißt doch unzweideutig geredet! Daß es „Pazifismus" geben könnte im Gehorsam gegen den Friedefürsten, zu dem der Friedefürst Ja und Amen sagt, kommt diesem Gottesmann nicht in den Sinn. R

Karl Barth und Amerika

Barths „Wort Gottes und die Theologie" ist von dem Amerikaner Horton ins Englische übersetzt worden. Das Buch erregt viel Aufsehen. Denn auch drüben befindet sich das ethische und soziale Christentum in einer starken Krise. Die deutsche liberale Theologie hat ihre Aufgabe drüben nahezu erfüllt. Drum wurde es stille um sie. Mit der „Theologie der Krise" (wie man in Amerika die Bewegung um Barth und Gogarten oft nennt) ist neues Interesse an deutscher Theologie erwacht. Freilich, man hat seine Bedenken, aber man steht doch weithin in derselben geschichtlichen Situation und teilt viele der Voraussetzungen.

So schreibt R. Niebuhr, junger Professor am Union Theological Seminary New York, einer der tüchtigsten und einflußreichsten Theologen Amerikas in The Christian Century 1928/50: „... Barths Theologie richtet sich nicht nur gegen den theologischen, sondern auch unvermeidlichen ethischen Relativismus des modernen Geistes. ... Sie rettet uns vor dem bequemen Optimismus, in den uns der ‚moralische Evolutionismus' gezogen hatte. ... Es ist eine gesunde Antidosis gegen den oberflächlichen Optimismus der gebräuchlichsten Theologie. Freilich, wenn Niebuhr auch Barths Verachtung eines theologischen Optimismus teilt, so hat er doch seine aus der Situation eines Amerikaners erwachsenden Fragen: „Selbst wenn es keinen sozialen Fortschritt im Sinne des modernen Liberalismus gibt, so hat doch jedes Geschlecht die Aufgabe, seine eigenen Lüste zu besiegen und sie unter Kontrolle zu bringen. ... Wenn die Vorstellung von der Furchtbarkeit der Sünde die empfindsame Seele einzig dazu treibt, theologische, metaphysische und mystische Lösungen für das Problem unserer Vergänglichkeit zu finden, dann soll man es den armen Teufeln, die an ihren Leibern den Todeskampf sozialer Ungerechtigkeit tragen, nicht übel nehmen, wenn sie Religion mit Gleichgültigkeit und Verachtung ansehen." Das Veto Niebuhrs ist also nicht das eines unentwegt liberalen Theologen, sondern eines religiösen Sozialisten amerikanischer Observanz.

Das folgende Zitat aus dem Unitarier-Blatt The Christian Register (1928/50) ist geradezu emphatisch, und wird manchem deutschen Leser ein leichtes Lächeln abnötigen: „Seit Schleiermacher ist keine Zeit so theologisch gewesen wie die unsrige. ... Selbst der links-radikale Humanist wird das Prinzip Barthscher Theologie teilen. ... Es gibt darin eine Theologie hinter der Theologie, und es fällt wieder einmal einem germanischen Geist zu, die Welt zu lehren." H Sch

Hund mit Goldzähnen

Unsre Leser erinnern sich gewiß noch des so überschriebenen Stücks in Nr. 18 vom 15. September v. J. Nun stellt sich heraus, daß die Geschichte gar nicht wahr ist. Nur der Hund mit den Goldzähnen freilich, der existiert. Aber die Geschichte, wie sie Herrn Jungnickel zu seinen moralischen Bemerkungen Anlaß gegeben hat, ist nur eine „Geschichte". Frau Frida Richard teilt uns mit, daß ihr nichts Andres zu Grunde liegt als dies: „Vor etwa vier (!) Jahren hat mich unser Haustierarzt, Herr Dr. Rudolphson, ich möge mich mit seinem kleinen vierbeinigen Patienten, dem er ein Goldgebiß eingesetzt habe, zum Zwecke der Propagierung seiner heilbringenden und bedeutsamen Errungenschaft photographieren lassen. In Würdigung der Annahme, einem jungen strebsamen Menschen durch diese Gefälligkeit die Karriere erleichtern zu helfen ..." Das genügt.

Sofern nun der Artikel der verehrten Frau unrechtgetan hat, ist er uns leid. Im übrigen trifft die Hauptschuld das Berliner Blatt, das die Geschichte mit Namen und Bild zuerst gebracht hat. D H

„Verstehest du auch, was du lieset?"

Ein bewährter Freund unsres Blattes fragt mich, ob ich denn auch die Artikel alle verstehe, denen ich an den Tag helfe. Ich kann nur antworten: Ach nein! Früher wohl. Und die CW bekam einmal von einem Meister deutschen Stils das wundervolle Lob, daß diese Theologen so gut schrieben. Tempi passati. Wenn ich nun die heutige Sprache zuweilen nicht mehr verstehe, so liegt das ohne Zweifel an meinem Alter, und es wird Zeit abzudanken. Aber, höre ich einwenden: wäre es nicht meine Pflicht als Redakteur, abzulehnen, was ich nicht verstehe? Nein, wenn ich nämlich wahrnehme, daß Andre es nicht nur verstehen, sondern sogar besonders schätzen. Das ist der heutige Zustand. Und ein Redakteur, der nicht eigensinnig ist, sondern auf die Zeichen der Zeit achtet, bedenkt das. Wir ziehen gewiß noch immer die Mitarbeiter vor, die ein sauberes, unmißverständliches Deutsch schreiben. Aber wir müssen Werte eines Artikels auch dort anerkennen, wo diesem Erfordernis nicht genug getan ist. Ausnahmsweise natürlich. Aus Gründen. Und müssen auf die Geduld und Energie unserer Leser rechnen. Auf die Energie, sofern sie sich doch einige Mühe geben werden, zu verstehen. Vielleicht gelingt es. Und vielleicht lohnt es. Jedenfalls aber auf die Geduld, sofern sie mit uns darauf hoffen, daß der Unterschied der Generationen sich wiederum ausgleichen, die Jugend zur Sprachkunst der Alten wieder zurückfinden wird. Neue Erkenntnisse fordern ja neues Wort; aber so neu pflegen auch die neuesten Erkenntnisse nicht zu sein, daß es ihnen schadete, wenn sie sich auch zum altem Erbe bekennen. — Schwere Artikel haben wir ja immer gebracht, es ist auch dann wohl darüber geklagt worden. Es war gerechtfertigt durch den schweren Gegenstand. Diese Rechtfertigung kommt z. B. unserm heutigen zweiten Aufsatz zu gute. R

Literatur zum Aufsatz: Mensch und Kreatur

Tierschutz und Kultur. Von Manfred Kyber. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 1925. 273 S. 1.50 M.

Süddeutsche Monatshefte, September 1928. München, Verlag Süddeutsche Monatshefte. Einzelpreis 1.50 M.

Das Tier. Monatsschrift. Berlin-Lichterfelde, Dahlemerstr. 77. Vierteljahrspreis ca 3 M.

Mario und die Tiere. Von Waldemar Bonsels. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1928. 325 S. 6.50 M.

Tiere der Wildnis: 1927. 254 S. Lw. 5.60 M.; 1928. 253 S. Hlw. 4.80. Bingo. Prärietiere und ihre Schicksale. 1928. 255 S. Lw. 5.60 M. Tierhelden. 1927. 252 S. Lw. 5.60 M. Monarch, der Bär. 1927. 103 S. Lw. 3.20 M. Von Ernst Thompson-Seton. Alle in Stuttgart, Kosmos-Verlag (Franckh).

Strix, Geschichte eines Uhus. Von Svend Fleuron. Jena, Eugen Diederichs 1925. 190 S. 5 M.

Mein Tierbuch. Von Francis Kervin. Zürich und Leipzig, Rotapfel-Verlag 1926. 147 S. 6.40 M.

Augen im Busch. Von Ch. D. Roberts. Berlin, Universitas-Verlag 1928. 192 S. 3, geb. 4.80 M.

Jack London, Gesamtausgabe. Im Erscheinen begriffen. Berlin, Universitas-Verlag. Preis jedes Bandes 4.80 M.

Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt. Von Peter Krapotkin. Leipzig, Th. Thomas-Verlag 1923. 298 S. 3, geb. 4 M.

Aus meiner Kindheit und Jugendzeit. 1925. 73 S. 3.50 M. Kultur und Ethik. Kulturphilosophie. 2. Teil. 1924. 280 S. 5.50 M. Mitteilungen aus Lambarene. Drittes Heft. 1928. 74 S. 2 M. Alle von Albert Schweitzer. München, C. H. Beck-Verlag.

Mit den Zugvögeln nach Afrika. 1928. 188 S. 9 M. Abu Markub. 1928. 200 S. 9.50 M. Mein Freund, der Regenpfeifer. 1928. 112 S. 7 M. Die letzten Adler. 1928. 144 S. 8 M. Tookern, der See der wilden Schwäne. 1929. 222 S. 10.50 M. Alle in Berlin, Dietrich Reimer-Verlag.

Tiere sehen dich an. Von Paul Eipper. Berlin, Dietrich Reimer-Verlag 1928. 164 S. 8.50 M.

Sinnesleben der Pflanzen. 1924. 88 S. Liebesleben der Pflanzen. 1925. 80 S. Kosmos-Bücher. Von A. H. Francé. Leipzig. Teubner-Verlag. Je 1.20, geb. 2 M.

Namenlos. Verlag Graphische Anstalt, Jofinger Tagblatt 1929. 583 S.

Deutscher Tierschutzverein, Berlin W., Potsdamerstraße 125. Mindestbeitrag: 5 M.

Berliner Tierschutzverein, SW 11, Tempelhofer Str. 36, versendet Flugblätter über Tierpflege; auch gute Jugendbücher.

Weltbund zum Schutz der Tiere und gegen die Vivisektion, Dresden-A., Albrechtstraße 33.

Ein neues Kinderbilderbuch, ganz besonders reizend: Wie das Eselchen das Christkind suchte. Verlag M. Voigt, Marburg a. Lahn. Preis 1.35 M.

In memoriam S. Caesarii Arelatensis

Der wackere Bischof von Arles, dem seine Gläubigen so manche packende Predigt verdanken, hat einmal zu einer Sammlung von Festpredigten ein Vorwort geschrieben, das der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, da es dem zwanzigsten Jahrhundert so gut ansteht, wie dem sechsten. Der lateinische Text steht, von Germain Morin herausgegeben, in der Revue Bénédictine 10, 1893, S. 72. Er lautet deutsch:

In wessen Hände immer dies Büchlein kommt, den bitte ich inständig, in aller Bescheidenheit, daß er es nicht nur selbst recht häufig lesen und Anderen zum Lesen und Abschreiben überlassen, sondern ihnen auch einschärfen möge, daß solcher Nutzen für sie und Andere auch doppelten Lohn bei Gott bedeutet. Ich muß das anraten, denn ich weiß, es gibt Manche, auch unter den Gottgeweihten, die zwar viele Bücher, hübsch aussehend und gut gebunden, besitzen, aber sie in ihren Schränken eingeschlossen halten und weder selbst lesen noch Anderen zu lesen geben. Sie wissen nicht, daß es nichts nutz ist, Bücher zu haben, sie aber nicht zu lesen, weil des Tages Last uns daran hindert. Ein Buch kann stattlich gebunden sein und köstlich aussehen; wenn es aber nicht gelesen wird, so teilt es der Seele nichts von seinem Glanze mit. Wird es aber oft zur Hand genommen, so mag es zerlesen seinen äußeren Glanz verlieren; dafür strahlt es innerlich in der Seele dessen, der es in sich aufgenommen hat.

Gießen Gustav Krüger

Aufruf

zur Mitarbeit an den Gebetsheften der Liturgischen Blätter

Seit drei Jahren bemühen sich die **Liturgischen Blätter**, begründet und herausgegeben von Rudolf Otto, Gustav Mensching und René Wallau (Verlag Leopold Klotz in Gotha), an der Neugestaltung der evangelischen Gottesdienste durch Veröffentlichung verschiedenartigen liturgischen Materials an ihrem Teile mitzuwirken. Es war unsere Idee, und ist es noch heute, daß die reife Form als Ergebnis organischen Wachstums nicht willkürlich und vorzeitig konstruiert werden kann. Die Bildekraft der evangelischen Liturgie muß lebendig werden, damit die liturgische Entwicklung, die mit der Reformationszeit so gut wie beendet war, zu sinnvollen, aus der Tradition gewachsenen, dem gegenwärtigen Frömmigkeitsleben adäquaten Formen führt. Unter diesem Gesichtspunkt haben die Liturgischen Blätter ihre Arbeit getan. Wir haben allem ernsthaften Ringen um die Form Raum in unseren Blättern gegeben und gedenken das auch weiterhin zu tun.

Wir wenden uns jetzt einer der wichtigsten Aufgaben der Arbeit zu, nämlich der Schaffung neuer, wertvoller liturgischer Gebete. Das Problem der Gestaltung im besten Sinne moderner Gebete ist von den verschiedensten Seiten her bereits als solches erkannt und zu lösen versucht. Man denke an die wertvollen Gebete in den Kirchenbüchern von Smend, Zillessen, Altmann, Blümel u. a. Wir möchten eine Reihe von Gebetsheften anbieten und erbitten dazu die intensive Mitarbeit aller Interessenten. Wir bitten auf das dringendste, uns vorhandenes Gebetsmaterial, aus welchem Anlaß auch immer es geschaffen war, zu senden. Auswahl und Anordnung bleibt natürlich der Redaktion vorbehalten. Erwünscht sind kurze Kollektengebete, Fürbittegebete, allgemeine Kirchengebete, Gebete im Anschluß an bestimmte Ideen der voraufgegangenen Predigt, Gebete für Kasualien, Gebete für bestimmte Feiern und Feste.

Es wird gebeten, das Material möglichst bald zu senden an: Professor Lic. Gustav Mensching, Riga (Lettland), Antonienstraße 3, Wohnung 8.

Schriftleitung und Verlag der Liturgischen Blätter.

Versammlungskalender

15.—17. März	Schützfest der Heinrich Schütz-Gesellschaft Celle
4. April	Religionspädagogische Konferenz Breslau
4.— 7. April	Evangelischer Reichselterntag Breslau
20.—21. Mai	Vierhundertjahrfeier der Protestation Speier
21.—23. Mai	Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. M.
22.—27. Mai	Deutsch-Evangelischer Frauenbund Marburg
24.—27. Mai	Evangelischer Bund (Brandenburg) Berlin-Wilmersdorf
3.— 7. Juni	Weltbund für Freundschaftsarbeit, Regionalkonferenz, Königsberg
9.— 9. Juli	Lutherischer Weltkonvent Kopenhagen
15.—27. Juli	Theologischer Ferienkursus Berlin
8.—21. August	Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
28. August bis 1. September	Deutscher Katholikentag Freiburg i. Br.
2.— 9. September	Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
11.—13. September	Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September	Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—20. September	Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Berlin
1.— 3. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober	Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Freunde der Christlichen Welt, Görlitz

Freitag, den 22. Februar, abends 8 Uhr im Saal zum goldenen Kreuz Vortrag von Fräulein Elisabeth Fischer: **Joseph Wittig als religiöser Dichter.**

Freie Volkskirchliche Vereinigung, Ortsgruppe Dresden

Dienstag, 19. Febr., Martin-Luther-Gruppe, Oberstaatsanwalt Härtel: **„Für und wider die Todesstrafe."**
Mittwoch, 27. Febr., Künstlerhaus, Eingang Albrechtstr., Universitätsprofessor D. Bornhausen-Breslau: **„Die Herrschaft Jesu Christi in der Weltgeschichte der Religion."**
Dienstag, 5. März, Martin Luther-Gruppe, Pf. Dr. Steiner-Leipzig: **„Typen der Frömmigkeit."**
Freitag, 12. April, Gruppe Erlöserkirche, Wartburgstr. 5, Pf. Heinemann: **„Unsere Stellung zu Luthers Kleinem Katechismus."**
Dienstag, 16. April, Martin-Luther-Gruppe, Prof. Dr. Klepl: **„Die Wunder in der Bibel."**
Donnerstag, 25. April, Gruppe Dresden-Mitte, Kl. Gemeindesaal der Kreuzkirche, Pfarrgasse 1 II, Pf. Schulze: **„Wer ist wahrhaft lutherisch?"**

Sofort bestellen!

Konfirmationsscheine

wohlfeil — **für jeden Geschmack** — schön
vorrätig mit und ohne Sprüche
besondere Texte können eingedruckt werden

2 neue farbige Scheine

von Prof. D. Wilh. Steinhausen

Die Jünger von Emaus	Maria und Martha

einzeln 30 Pf. 50 Stück 13.50 100 Stück 24.—

Reiche Auswahlsendung mit genauen Bezugsangaben durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag der

Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe A.-G.
Karlsruhe i. B. Erbprinzenstraße 10

Vegetarisches Erholungsheim
Königstein im Taunus.

Pflegestätte für naturgemäße Lebens- und Heilweise. Physische Behandlung nach den Grundsätzen der Naturheil-Wissenschaft. Seelische Beratung.

Pensionspreis M. 9.— pro Tag einschl. aller Nebenspesen. In besonderen Fällen kann, sofern Platz vorhanden, auf Antrag Ermäßigung gewährt werden.

Eduard Küchler, geprüfter Naturheilkundiger
Haus in der Sonne.

Wie arbeitet man Ortsgeschichte?

Ein Wegweiser für thüringische Heimatforscher

Von **Dr. Armin Tille**, Direktor der thür. Staatsarchive
Preis eine Mark

Macht den Bearbeiter der Ortsgeschichte mit der Methode der Forschung, vornehmlich der Kunst, spröde Quellen auszubeuten, und den hauptsächlichsten heutigen Ergebnissen vertraut.

Die alten in Thüringen gebräuchlichen Maße und ihre Umwandlung

Ein Handbuch für Heimatforscher und Behörden

Bearbeitet von **R. Jaenicke**, Kirchenregierungsrat in Eisenach
Preis zwei Mark

Ebnet dem Heimatforscher den Weg zu ersprießlicher Arbeit und wird anderseits auch den verschiedenen Behörden in Staat, Kirche und Gemeinde manchen Dienst tun können.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Mitteilung Aus dem Nachlaß von

Hermann Bezzel

hat Lic. Rupprecht bisher unveröffentlichte Andachten in zwei handlichen Bändchen herausgegeben, die soeben bei D. Gundert in Stuttgart erscheinen: **Unter dem Kreuz**, der starke Trost aus Jesu letzten Worten, Bibelstunden — **Das Gebet des Herrn**, letzte Katechismusstunden über das Vaterunser. Diese herzlichen Andachten sind der reife Ertrag eines reichen Lebens und einer tiefen Erkenntnis, sie sind das **Vermächtnis Bezzels** an Pfarrer und die Gemeinde. Die Bändchen kosten je Rm 1.50, in Leinen gebunden je Rm 2.— und sind in den evangelischen Buchhandlungen vorrätig.

Rudolf Steiner-Blätter

Herausgeber: **Karl Ballmer**

Heft 1: Zum Wahrheits- und Erkenntnisbegriff Rudolf Steiners. Offener Brief an Lic. Dr. Kurt Leese. (M. 1.50)

Heft 2: Der theistische Naturbegriff und der Begriff der Natur in Rudolf Steiner. (M. 2.—)

Heft 3/4 (Februar 1929) enthält: (M. 2.50)

Anthroposophie und Christengemeinschaft

von K. Ballmer

(aus Anlaß der Streitschrift: Lic. Goebel, August Pauli, Friedrich Rittelmeyer „Von der Krisis des Protestantismus, zu Karl Barths ‚Theologie der Krisis'", Verl. d. Christengemeinschaft, Stuttgart 1928)

Die Diskussionen in den Jahren 1917—1923 haben nicht zu einer Abklärung des Verhältnisses von Anthroposophie und Protestantismus geführt. In dem Aufsatz „Anthroposophie und Christengemeinschaft" wird aus neuen Gesichtspunkten eine Vergleichsbasis aufgestellt für das Verhältnis des protestantischen Glaubensbegriffs zum anthroposophischen Begriff der Erkenntnis höherer Welten. Das Erlösungsproblem wird in den Mittelpunkt gerückt, die Absurdität des Vorwurfs anthroposophischer „Selbsterlösung" aufgewiesen. Im Hinblick auf den theologischen Kampf um den deutschen Idealismus wird der Parole „Idealismus oder Christentum" die andere Parole entgegengesetzt: „Kant oder Thomas von Aquino" unter Voraussetzung der neuzeitlichen Auferstehung des Thomismus im Goetheanismus. — Stellungnahmen zu Barth, Gogarten, Brunner, Bruhn, Helmut Groos, Muckermann, Scheler u. a.

Aus Rezensionen und Zuschriften (Heft 1 und 2):

Wochenschrift „Anthroposophie" (Stuttgart): In anerkennenswerter, mutvoller Weise wendet er sich gegen vergangene und gegenwärtige Theismen, die heute immer noch in Philosophie und Naturwissenschaft ein wirklichkeitsgemäßes Denken sabotieren . . . Alles in allem kann man sagen: es weht ein neuer, frischer Wind auf philosophisch-erkenntnistheoretischem Gebiete, der nur zu begrüßen ist.

Prof. der Theologie Dr. B.: . . . habe den Eindruck, daß hier wirklich in ernsthafter Weise die Gesamtanregung des Steinerschen Lebenswerkes in das Gemeingut der zeitgenössischen Philosophie hinübergeführt werden soll.

Verlag der Rudolf Steiner-Blätter
Hamburg 24, Lübeckerstraße 4. Postscheckkonto Hamburg 28665.

Beste **deutsche Bezugsquelle**

Billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. **graue**, geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße**, flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3.80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut Erstes Bettfederngroßhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 2. März

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Leopold Klotz Verlages, Gotha** bei, um dessen Beachtung gebeten wird.